

tréditi6n

Anika Limbach

Gefahr ohne Schatten

Roman

© 2014 Anika Limbach (www.anika-limbach.de)

Umschlag : Annadel Hogen

Korrektorat: Gabriele Gaßmann, Jörg Querner

Paperback ISBN 978-3-8495-8115-2

Hardcover ISBN 978-3-8495-8116-9

e-Book ISBN 978-3-8495-8117-6

Printed in Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Prolog

„Das Moratorium war nur der Anfang. Die Kanzlerin will die alten Meiler endgültig stilllegen.“

Die Stimme drang leicht verzögert an sein Ohr, so wie fast immer bei Gesprächen über Handy. Er hasste dieses Unperfekte einer Technik, die man kurioserweise als modern bezeichnete.

„Weiß sie denn, dass wir klagen werden?“

„Ich denke, sie nimmt es in Kauf. Außerdem ...“ Der Anrufer zögerte.

„Außerdem was?“

„Ehrlich gesagt bezweifle ich, ob eine Klage so erfolgreich wäre. Sie wissen ja, die sicherheitstechnischen Fragen ...“

„Das lassen Sie mal meine Sorge sein.“

Der Anruf kam zur Unzeit. Raimund Zonowski befand sich gerade auf dem Höhepunkt eines kreativen Prozesses, für den es nur ein banales Wort gab, nämlich das Wort „kochen“. Er hatte noch nie verstanden, warum die deutsche Sprache denselben Begriff für so unterschiedliche Tätigkeiten bereithielt wie dem bloßen Erhitzen von Dosenravioli einerseits und der komplexen Verwandlung von Naturalien zu geschmacklichen Kunstwerken andererseits. Dass er auf diese Art gekocht hatte, lag schon eine Weile zurück – die Firma raubte ihm einfach zu viel Zeit –, doch er hatte es noch nicht verlernt. Und er liebte es. Das Geschenk an seine Tochter war gleichzeitig ein Geschenk an ihn selbst. Eine typische Win-win-Situation. Denn er wusste ebenfalls, dass wertvoller Schmuck oder ein Luxusflug nach New York ihr nicht halb so viel Freude bereitet hätte wie die Einladung zu einem selbst kreierte 5-Gänge-Menü. Darin ähnelte sie ihrer Mutter, womit sie eindeutig zu den Frauen gehörte, die Zeit und Widmung höher bewerteten als entsprechende Geldbeträge.

Ursprünglich hatte sie ihren Freund mitbringen wollen, doch drei Tage zuvor den Plan wieder verworfen. Sie käme alleine, so kündigte sie an. Gründe hatte sie keine genannt, sie interessierten ihn auch nicht. Wichtig

war nur, dass sein heimlicher Wunsch nun eintrat: Er würde diesen Abend ganz alleine mit ihr verbringen. Er würde sie verwöhnen und ihr zuhören, wenn sie von ihrer Prüfung erzählte – die sie mit Bravour bestanden hatte – oder von ihren Zukunftsplänen als frisch diplomierte Designerin, und sie würde sich dabei verstanden fühlen, weil er sie und ihre Leidenschaft für alles Stilvolle tatsächlich verstand, ganz im Gegensatz zu ihrer Mutter.

Er platzierte die Rinderfiletstücke auf dem mit heißem Olivenöl bedeckten Pfannenboden. Das Fleisch durfte nur für wenige Minuten scharf angebraten werden. Warum er ausgerechnet in diesem Augenblick den Anruf entgegennahm, war ihm später ein Rätsel. Denn eigentlich konnte nichts so wichtig sein, als dass man es nicht für fünf Minuten hätte verschieben können. Dennoch, das Alarmsignal war zu stark, zu eindringlich. Wenn einer der besten Lobbyisten, der die Nähe zur Kanzlerin erfolgreich erklommen hatte, an einem Samstag Abend bei ihm, dem stellvertretenden Vorsitzenden des Konzernvorstandes anrief, und zwar auf seinem privaten Handy, dann musste es dringend sein. Die Entschuldigungsfloskeln zu Beginn des Gesprächs hätte er sich allerdings sparen können, genauso wie seine Beteuerungen am Schluss. Er habe ihm nicht reinreden wollen, betonte der Lobbyist, über die rechtliche Situation hätten sicher andere Personen zu befinden, aber nach dem, was ihm zugetragen wurde, hielte er es für angebracht, die Firmenleitung auf diese Fallstricke hinzuweisen.

Das Telefonat dauerte etwa anderthalb Minuten zu lang. Raimund Zonowski riss die Pfanne von der Herdplatte, kippte die Filets auf einen Teller und stöhnte. Das Fleisch war kaum angebrannt und hatte sich trotzdem weit über den idealen Zustand hinaus verändert, es war zu trocken, zu verbraten. Er öffnete das Fenster bis zum Anschlag, um den Geruch des Stümperhaften schnell zu vertreiben. Zum Glück hatte er genügend Filetstücke in petto. Er griff nach dem im Kühlschrank verpackten rohen Fleisch, während ein Gedanke in seinem Kopf zu kreisen begann. Das Gourmet-Kochen erfordert manchmal Geduld und Sorgfalt, doch zuweilen auch Schnelligkeit und entschiedenes Handeln. Wenn versehentlich etwas anbrennt, muss sich der Koch sofort davon trennen, sonst geht der Geschmack oder auch nur der Geruch von Verbranntem auf die anderen Speisen über. In der Geschäftswelt ist dies nicht anders, dachte Zonowski. Die Folgen eines Fehlers müssen schnell

ausgemerzt werden, nach diesem Motto hatte er immer gehandelt. In der Firma wurde er dafür geschätzt, obwohl er es nicht mochte, ständig die Rolle des Feuerwehrmanns zu übernehmen.

Doch es half nichts. Das Verbrannte, das Unschöne, das Störende hatte auf einem stilvollen Vorspeisenteller nichts zu suchen, genauso wenig wie in der kunstvollen Arithmetik geschäftlicher Beziehungen.

Dieses Mal, das wusste er, würde es nicht nur darum gehen, die Auswirkungen eines Fehlers operativ zu entfernen. Er musste den Kern des Übels treffen, so unerfreulich das auch sein mochte.

1. Kapitel

Jan hatte Sebastian erst am Tag zuvor kennengelernt.

Beinah wäre auch diese Gelegenheit an ihm vorübergezogen, denn als er am Samstagnachmittag in den überfüllten Seminarraum trat, um Sebastian Fehlings Vortrag zu hören, hätte er um ein Haar wieder Kehrt gemacht. Die Luft wirkte so abgestanden, dass sich die Gehirnströme der Anwesenden verlangsamen, noch bevor sie irgendein Wort zu Erneuerbaren Energien gehört hatten. Doch dann rief jemand aus dem Publikum, man solle alle Fenster für drei Minuten aufreißen. Dem folgte ein zustimmendes Gemurmel und einen Moment später drangen nicht nur Verkehrsgeräusche in den Raum, sondern allmählich auch einige Sauerstoffmoleküle.

Jan konnte dem roten Faden des Vortrags mühelos folgen. Die vielen Details, auch solche, von denen er bisher nichts gewusst hatte, wurden auf einprägsame Weise miteinander verbunden. Dass der Vortrag ihn derart in Bann zog, obwohl der Sauerstoff im Laufe von anderthalb Stunden wieder rar zu werden begann, lag jedoch am Redner selbst. Sebastian Fehling war offenbar ein Naturtalent. Dabei schien er nicht zu den narzisstischen Persönlichkeiten zu gehören, die ihr Talent nur entwickeln, um sich möglichst oft vor Publikum reden zu hören. Sein Engagement wirkte echt. Jan nahm sich vor, persönlich mit ihm zu sprechen, wohl wissend, dass dies mit einem unbequemen Prozedere verbunden war. Er würde nach Gelegenheiten Ausschau halten müssen – als einer unter vielen. Den Referenten während einer Pause in ein Gespräch verwickeln zu können, darauf waren wohl einige Leute erpicht. Aber dann fügte sich alles wie von selbst ineinander. Jan stellte sich an der Theke an, um seinem Kaffeedurst zu frönen, und bemerkte einen Augenblick später, dass Sebastian in der Schlange direkt hinter ihm stand.

Normalerweise entwickeln sich Freundschaften über einen längeren Zeitraum hinweg und nicht im Laufe von zwei halben Tagen inmitten eines Kongresses. Doch mehr mochte das Schicksal ihnen nicht

zubilligen. Und im Nachhinein schien es so, als hätten sie dies schon vorher gewusst.

Die beiden Männer fanden schnell eine gemeinsame Sprache, trafen bei dem jeweils anderen auf einen ähnlichen Humor und entdeckten, dass sie miteinander frotzeln, über alles Mögliche lachen und sich im nächsten Moment in ganz ernste Gespräche vertiefen konnten. Jan hätte vorher niemals gedacht, dass er jemandem, den er nur Stunden zuvor kennengelernt hatte, von Theresa erzählen würde. Aber so war es. Abends, am Tresen einer der Bars am Wittenberg Platz fing er plötzlich an, von dem Konflikt zu reden, in dessen Folge sich Theresa von ihm getrennt hatte. Nicht die ganze Geschichte breitete er aus. Er sprach nicht von dem Moment, als sie ihn vor vollendete Tatsachen gestellt hatte, auch nicht über ihre unpassende Art, es zu tun – zumal es niemals eine schmerzfreie Art geben wird, eine Beziehung zu beenden –, nein, er war so ehrlich, über die Zeit zu reden, die dem vorangegangen war. Er hatte sich damals in die Recherchen zu einem Buch gestürzt, das er glaubte, unbedingt schreiben zu müssen. Er verkroch sich hinter dem Computerbildschirm, in Fachbüchern und hatte ein Zeit lang kaum an etwas anderes denken können. Seine Diplomarbeit vernachlässigte er genauso wie alles, was zu seiner und Therasas gemeinsamen Welt gehörte, zu der Welt des Wattenmeers. Er war nicht mehr der leidenschaftliche Biologe und Vogelspezialist, den sie kennengelernt hatte, sondern jemand, der mit aller Wucht zu neuen Ufern aufbrach, wobei er vergaß, Rücksicht zu nehmen.

„Trotzdem, ich hatte das Gefühl, es tun zu müssen. Ein innerer Drang, verstehst du? So als wäre es etwas, das nur du erfüllen kannst, und wenn du es nicht tust, dann bleibt da eine Lücke. Ich musste dieses Sachbuch schreiben. Wenn ich es ihr zuliebe aufgegeben hätte, wäre sie wahrscheinlich geblieben. Aber ich konnte es nicht. Ich habe mich entschieden – nicht mal bewusst, das Ganze ist mir erst später klar geworden. Trotzdem, ich habe sie dadurch verloren.“

Sebastian schwieg für einen Moment. Es war, als gebe er Jans Worten ihren Raum und ihre Zeit, sich niederzulassen wie Flocken in einer Flüssigkeit, die allmählich einen Bodensatz bilden.

„Bereust du es denn?“

Jan spürte, wie ein tiefer Seufzer in ihm aufstieg und sich stoßartig Luft machte. „Ich weiß nicht ...“ Er musste darüber nachdenken. Seltsamerweise hatte er sich die Frage bewusst noch nie gestellt.

Türgeräusche und aufbrandendes Stimmengewirr lenkten ihn ab. Eine Gruppe südländisch aussehender Touristen bevölkerte den Eingangsbereich, und Jan wusste auf einmal, warum das Lokal so charakterlos auf ihn wirkte: Es wurde nicht von Stammgästen geprägt, sondern vom ständig wechselnden Strom der Touristen. Der Kellner eilte herbei, es wurden Tische und Stühle zusammengerückt. Eine der Frauen – vermutlich eine Spanierin – schaute sich um, wobei sie ihre Aufmerksamkeit in den hinteren Bereich des Raumes lenkte. Ihr schweifender Blick blieb für zwei Sekunden an Jans Gesicht hängen, pendelte zu Sebastian und dann wieder zurück in den Dunstkreis ihrer Gruppe. Jan glaubte, leichte Neugier in ihren Augen erkannt zu haben. Was hatte sie wohl in ihnen gesehen? Nur das Äußerliche – zwei blonde Männer Mitte Dreißig, der eine etwas schwächlicher als der andere, aber vom Typ her ganz ähnlich? Waren sie für diese Frau typisch deutsche Männer, oder Freunde, vielleicht sogar Brüder oder tatsächlich zwei Menschen, die gerade begonnen haben, einander ihre Lebensgeschichte anzuvertrauen?

Die Dinge sind so, wie sie sind, dachte Jan und wusste im gleichen Moment die Antwort: „Nein, ich bereue es nicht.“

Sebastian wippte mit dem Kopf und grinste. Auch er hatte sich von etwas trennen müssen, damit seine Überzeugung nicht auf der Strecke blieb. Er hatte einen fürstlich bezahlten Job gegen eine Arbeit in der mittleren Gehaltsstufe eingetauscht und sich damit von einem Leben in Luxus verabschiedet. „Das ist natürlich nicht das Gleiche“, fügte er hinzu. „Wenn Liebe im Spiel ist, so wie bei dir, trifft es einen besonders hart. Dagegen ist Geld oder der Verlust von Geld geradezu lächerlich. Trotzdem, du glaubst nicht, wie schnell du dich an einen bestimmten Lebensstil gewöhnen kannst. Es tut dann ein bisschen weh, wenn du darauf wieder verzichten musst. Das fängt bei der Wohnung an und hört damit auf, dass du wieder selber für Dich kochen musst. Früher, in Essen, hab ich direkt am Baldeneysee gewohnt, eine traumhafte Lage sag ich dir. In Bonn, also nach dem Jobwechsel, konnt' ich mir nur eine Wohnung

leisten, die im Vergleich dazu klein und dunkel ist. Aber auch daran gewöhnt man sich, das ist der Vorteil.“

Mit dem Tschernobyl-Kongress endete am Sonntagnachmittag auch ihre gemeinsame Zeit. Gleich nach der Preisverleihung hatte Jan in der Lounge Sebastian abgefangen, sie hatten Telefonnummern und E-Mail-Adressen ausgetauscht, waren gemeinsam die Treppe zum Foyer hinuntergeschlendert und an dem Verkaufsstand hängen geblieben, wo alle möglichen Artikel für Atomkraftgegner vom Aufkleber bis zum bedruckten T-Shirt auslagen. Einige Kongress-Teilnehmer hatten sich während des Wochenendes einen Sticker angeheftet oder ihre Tasche mit einem Aufkleber versehen, niemand jedoch hatte ein gelbes T-Shirt mit einer roten Anti-Atom-Sonne getragen. Das war ihnen aufgefallen.

„Es ist eben ein gediegenes Publikum“, bemerkte Jan mit einem Augenzwinkern, „und kein Protestcamp.“ Sebastian hatte den Ball aufgegriffen, war mit viel Witz und Selbstironie über die diskussionsfreudigen Deutschen hergezogen, die ansonsten recht artig seien. Daraufhin hatte Jan mehrmals losgeprustet auf eine Art, die den Freund wiederum ansteckte.

Am Ende kam Sebastian auf die Idee eines speziellen Partnerlooks. Sie beide könnten doch den Anfang machen, sagte er mit halbem Grinsen. Sie könnten sich ein T-Shirt mit der Anti-Atom-Sonne kaufen, es überstreifen und so ihre Heimreise antreten, jeder in eine andere Richtung. Vielleicht meinte er es ernst, vielleicht auch nicht oder nur zur Hälfte. Es wäre jedenfalls ein nettes Gedankenspiel geblieben, wäre Jan nicht spontan darauf angesprungen.

„Ja, genauso machen wir es!“

Er sah mehr darin als eine alberne Aktion. Auf bestimmte Art glaubte er, wenn sie die gleichen T-Shirts trugen, auch ohne sich zu sehen, wenn sie also gemäß einer gemeinsamen Vereinbarung handelten, und zwar über den Zeitpunkt des Abschieds hinaus, dann hätte ihre Freundschaft mehr Bestand.

Sie versprachen sich gegenseitig, ihr T-Shirt so lange nicht auszuziehen, bis sie zuhause angekommen seien, und natürlich ahnten sie

nicht, dass keiner von ihnen später in der Lage sein würde, dieses Versprechen auch einzuhalten.

Dann ging alles ganz schnell. Ein Blick auf die Uhr trieb Sebastian zur Eile. Er müsse sofort aufbrechen, sagte er bedauernd, sonst verpasse er seinen Zug. Er durchkreuzte das Foyer und verschwand durch den Haupteingang nach draußen, während Jan beschloss, noch ein wenig zu bleiben. Er hatte sich kaum drei Minuten lang einer Broschüre zugewandt, als der Sturm losbrach. Er, der Sturm, begann in umgekehrter Richtung wie im Rücklauf, es war, als habe eine Naturgewalt in Sekundenschnelle die gesamte Luft aufgesogen. Jan hörte, wie jemand scharf einatmete, gleichzeitig ertönten und verstummten zwei gedämpfte Schreie. Er sah geweitete Augen, nach draußen gerichtet, auf etwas, das in etwa dreißig Meter Entfernung passierte. Sich umdrehend bohrte er seinen Blick durch die Frontscheiben des Foyers bis hin zur Straße. Inzwischen hatte sich auf dem Vorplatz eine Traube von Menschen gebildet, weshalb Jan im ersten Moment nichts erkennen konnte. Dann aber sah er durch eine Lücke hindurch etwas Gelbes auf der Straße liegen und erinnerte sich erst in diesem Augenblick, dass er Sekunden zuvor ein lautes, durch die Scheiben dringendes Geräusch gehört hatte. Er versuchte es im Nachhinein zu identifizieren: Es musste ein aufheulender Motor und ein vorbeirasendes Auto gewesen sein. Ihm stockte der Atem, er konnte sich nicht mehr bewegen. Er ahnte sehr wohl, was geschehen war, doch sein Körper weigerte sich, es für wahr zu halten. Um ihn herum brach Hektik aus. Jemand mit einem Arztkoffer schlug sich eilig durch die am Eingang gedrängte Gruppe und rannte über den Vorplatz. Andere schossen an Jan vorbei die Treppe zum ersten Stock hinauf. Der Luftzug holte ihn aus seiner Erstarrung und riss ihn ebenfalls nach oben über die Treppenstufen. Dort, vor der Fensterfront der Lounge konnte er die Szene überblicken und sah all seine Befürchtungen bestätigt: Mitten auf dem Asphalt auf der Höhe der Fußgängerampel lag Sebastian. Sein Körper wirkte schlaff, leblos, wenn auch äußerlich unversehrt. Und während Jan die Gesten des Erste-Hilfe-Arztbesuchers zu deuten und abzuschätzen versuchte, ob Sebastian noch lebte oder nicht, spürte er plötzlich, dass ihn jemand von der Seite her anstarrte. Er wandte den Kopf und traf auf den maßlos irritierten Blick einer Frau mittleren Alters. Sie hatte nicht nur sein Gesicht in Augenschein genommen, sondern vor allem sein T-Shirt. Dieses Gelb,

genau die gleiche Farbe wie die auf der Straße, das gleiche Emblem, die rote Anti-Atom-Sonne. Jan begriff mit einem Schlag: Diese Frau hatte im ersten Moment geglaubt, der Verunglückte stehe direkt vor ihr oder zumindest sein Zwillingbruder.

„Entschuldigung“, murmelte sie und ließ von ihm ab. Statt ihr etwas zu erwidern, flüchtete Jan in den hinteren Gang jenseits der Theke, riss sich das T-Shirt vom Leib und stopfte es in seine Tasche. Er spürte die Gefahr im Nacken, noch bevor er sie logisch begründen konnte. Doch seine Gedanken holten auf, er kombinierte blitzschnell. Wenn seine Vermutung stimmte, dann war sein Freund soeben einem Mordanschlag zum Opfer gefallen. Die Mordwaffe bestand aus einem PS-starken Wagen, und der Täter musste Sebastian mindestens eine halbe Minute zuvor aus einer Entfernung identifiziert haben, die so groß war, dass man Gesichter nicht eindeutig zuordnen konnte, außer mit Hilfe eines Fernglases. Höchstwahrscheinlich hatte das T-Shirt als Merkmal gedient, das gleiche T-Shirt, das auch Jan zu dem Zeitpunkt trug. Hatte man Sebastian womöglich mit ihm verwechselt?

Er zog sich weiter zurück, tiefer in den Flur hinein, wobei ihn die Glastür zum hinteren Treppenhaus anlockte. Die Aprilsonne drang durch ein Oberlicht, sie strich die Kargheit der Wände und Stufen heraus, während sie Jan auf seinem Weg zur zweiten Etage in ein kurzes Wärmebad tauchte. Er bemerkte, dass er angefangen hatte zu frieren, trotz der angenehmen Temperatur. Er suchte nach Schutz, nach einem Versteck. Für eine Weile musste er unsichtbar sein – für die Menschen in der Lounge und im Foyer, für die Ärzte, die Polizei und insbesondere für die Täter, wenn sie womöglich bald erkannten, dass nicht er, sondern ein anderer auf der Straße lag. Der Flur mündete in einen Vorraum mit insgesamt vier Türen. Jan entschied sich für die am weitesten entfernte in der linken Ecke. Hinter ihr verbarg sich ein schmaler Nebengang, dessen Zielgerade zwischen Wänden mit Türen links und rechts auf ein Fenster hinführte. Jan spähte hinaus, wobei er wieder den Unglücksort erkannte, diesmal aus einem höheren, etwas schrägeren Winkel. Lange hielt er es nicht aus, Sebastian so zu sehen, seinen Freund, dessen Körper – in eine andere Position gerückt – immer noch schlaff wirkte. Die erste Hilfe hatte ihn nicht wieder zum Leben erwecken können. Jan wandte den Kopf schnell nach rechts und fand sich einer unscheinbaren Tür gegenüber, die letzte in diesem Gang. Er drückte die Klinke nach unten und war

überrascht, als die Tür tatsächlich nachgab, ganz ohne Widerstand. Sie gewährte ihm den Zutritt in einen kleinen schmucklosen Raum, dessen Außenwand von einem Fenster durchbrochen war, dahinter lugte ein Waschbecken hervor. Jan lauschte, tastete das Zimmer sowie den Gang nochmals mit den Augen ab und konnte nichts Beunruhigendes entdecken. Nur die Stille, eine dumpfe und schwere Stille war präsent. Auf Jan wirkte sie heilsam. Er konnte, nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hatte, ein wenig aufatmen. So schnell würde ihn hier niemand finden.

Er setzte sich auf einen der Stühle neben der Garderobenstange und versuchte, seine Gedanken zu sortieren. Die Situation kam ihm auf einmal völlig absurd vor. Vielleicht war er ja paranoid, vielleicht malte er sich gerade ein Gefahrenszenario aus, das in Wirklichkeit jeder Grundlage entbehrte. Andererseits durfte er bestimmte Hinweise nicht einfach ignorieren. Da gab es zum einen die anonyme, am Freitagnachmittag versendete E-Mail. Wenige Stunden später hatte er sie abgerufen, eher durch Zufall. Hätte sein Hotel in Berlin keinen freien Internetzugang angeboten, hätte er die E-Mail erst zuhause nach Kongressende gelesen. Und dennoch: Was sie enthielt, war alarmierend: „Dies ist die letzte Warnung“, hatte dort in breiten Lettern gestanden, mehr nicht. Am Freitagabend hatte Jan beschlossen, die plumpe Botschaft genauso wenig ernst zu nehmen wie die vorhergehenden Drohungen per E-Mail. Es wäre ihm nicht eingefallen, seine Pläne zu verwerfen, und er hatte auch nicht gezögert, am Samstag mit Klara Weingart zu reden. Bei ihr, einer Schlüsselfigur in der atomkritischen Ärzteorganisation IPPNW, liefen einige Fäden zusammen, und sie hatte ihm versprochen, den Kontakt zu einer bestimmten Person zu vermitteln, einem Insider der Atomwirtschaft. Natürlich wusste Jan um die Brisanz der Informationen, nach denen er forschte, aber dass sie derart brisant waren, überraschte ihn. War er wirklich kurz davor, jemandem auf die Füße zu treten, und zwar so sehr, dass man das Risiko eines Mordes einging? Er konnte es sich nicht vorstellen und durfte es dennoch nicht ausschließen, zumal ihn noch etwas anderes beunruhigte:

Nur wenige Minuten vor dem Anschlag hatte Sebastian das T-Shirt übergestreift, und zwar im Innern des Gebäudes an einer Stelle, die aufwärts der Straße in hundert Meter Entfernung gar nicht einzusehen war. Der Täter konnte also kaum alleine agiert haben. Selbst wenn er ein Fernglas benutzt hätte, wäre es für ihn äußerst schwierig gewesen, ohne

Hilfe genau den Zeitpunkt abzupassen, an dem Sebastian das Gebäude verließ und dann die Straße überquerte. Es gab also einen Komplizen. Das konnte irgendeine Person im Umfeld des Kongresses sein. Sie gehörte vermutlich sogar zu den Teilnehmern. Jan bündelte seine mentalen Kräfte und versuchte, sich in die Rolle des Komplizen hineinzusetzen. Dieser hatte sie, die beiden Männer am Verkaufsstand, beobachtet und zeitgleich mit dem Fahrer des Mordwagens telefoniert. Vermutlich hatte er sein Handy gut am Körper versteckt und es mit einem Knopf im Ohr und einem Mikro am Kragen verkabelt. Wo aber war sein Beobachtungsposten? Jan tastete das Foyer oder vielmehr die Erinnerung an das Foyer in Gedanken ab, so lange, bis der Seiteneingang schräg gegenüber der Treppe seine Aufmerksamkeit gefangen nahm. Die Doppeltür aus Plexiglas bot eine ausreichende Sicht in den Innenraum für jemanden, der direkt dahinter außerhalb des Gebäudes stand. Dieser Nebeneingang wurde nicht oft benutzt, nur manchmal hatte sich während des Kongresses ein vereinzelter Raucher dort aufgehalten. Kein anderer Ort mochte dem Komplizen geeigneter erschienen sein als dieser unauffällige Winkel im Freien. Allerdings gab es einen Nachteil: Den Verkaufsstand konnte man von dort aus nur zur Hälfte überblicken. Wenn es tatsächlich so abgelaufen war, dann hatte der Beobachter zuerst nur Jan und später nur Sebastian sehen können, ein Umstand, der in jedem Fall zu einer Verwechslung hätte führen können.

Aber hatte dort wirklich jemand gestanden? Jan vermochte seinem Gedächtnis kein entsprechendes Bild zu entlocken, zumal er fast sicher war, dass er im Gespräch mit Sebastian gar nicht in diese Richtung geschaut hatte.

Seine Gedanken rasten und drohten ihn aufzusaugen. Er musste die Notbremse ziehen, zwang sich wieder in die Gegenwart hinein. Keine Grübeleien, so ermahnte er sich selbst. Ein lauter werdendes Geräusch drang an sein Ohr, er hätte es gar nicht überhören können. Es war die Sirene des sich nähernden Krankenwagens, und es holte ihn endgültig in die Realität zurück. Das Martinshorn erstarb, nicht jedoch das nervöse Blaulicht. Mit einem Gefühl der Beklemmung verfolgte Jan, wie zwei Sanitäter Sebastians Körper in professioneller Eile untersuchten. Sie rollten ihn behutsam auf ein Tuch, mit dem sie ihn – noch behutsamer – auf eine Trage hoben. Nur Sekunden später verschwand diese im Innern des Krankenwagens, hinter den sich schließenden Türen.

„Hoffentlich überlebt er“, dachte Jan, wobei er der unsichtbaren Macht, die man Gott nannte, jedes Wort hätte einhämmern können. „Und hoffentlich trägt er keine bleibenden Schäden davon.“

Nein, die verstörenden Bilder dort unten trugen nicht dazu bei, dass er wieder Boden unter den Füßen spürte, ganz im Gegenteil.

Er nahm ein Pochen in seinen Schläfen wahr, ihm war heiß und kalt zugleich. Sich abschirmen und zurückziehen in die hintere Ecke, die am weitesten von Fenster und Tür entfernt lag – an nichts anderes war jetzt zu denken. Ein Sitzkissen vom Stuhl diente ihm als Unterlage, während er sich dorthin kauerte. In der Tasche fand er noch einen Sommerpullover für seine nackten Arme. Ihn durchlief ein fortwährendes Zittern, er versuchte, es mit den Händen zu glätten, indem er gleichmäßig und langsam über Gesicht, Arme und Beine strich. Endlich, nach einer Weile, verebte der Aufruhr in seinem Körper. Jan schloss die Augen und sehnte einen Zustand tiefster Entspannung herbei. Ausharren, das war nun seine Aufgabe. Den Tag möglichst unbeschadet überstehen.

Wie lange er in dieser kauernenden Haltung gesessen hatte, wusste er nicht. Für Sekunden musste er in einen Ohnmachtsschlaf gefallen sein, vielleicht auch für Minuten oder gar eine Stunde. Plötzlich war da ein Geräusch, es hörte sich an wie das Zuschnappen einer Schwingtür – die Tür zwischen Vorraum und Flur. Jemand steuerte womöglich auf dieses Zimmer zu. Jan sprang auf, ihm schwindelte, er musste sich an der Stuhllehne festhalten. Gleichzeitig vernahm er ein dumpfes Klopfen, das Auftreten hochhackiger Schuhe auf dünnem Teppich. Wäre Jan seinem Impuls gefolgt, er hätte die Zimmertür mit aller Kraft zugehalten, wodurch die Frau, falls sie die Klinke hinunterdrückte, wahrscheinlich geglaubt hätte, es sei zugeschlossen. Aber er zögerte, es war zu spät – zu spät auch, um sich notdürftig hinter der Stuhlreihe zu verstecken. Es blieb ihm nichts anderes übrig als im toten Winkel der Tür stehend abzuwarten und zu hoffen. Schließlich, als offenbar wurde, dass die Frau keinen anderen Raum betreten würde als diesen, wusste er, dass sich eine Begegnung nicht vermeiden ließ. Er unterdrückte eine Welle von Panik und beschloss, präsent zu bleiben, Gelegenheiten wahrzunehmen. Er würde sich jedem einzelnen Augenblick stellen, jetzt und wieder jetzt und in allen folgenden Augenblicken, die zu einem Jetzt wurden ...

2. Kapitel

Gerne hätte Rona im Foyer noch ein paar Worte mit Sebastian gewechselt. Aber dessen ganze Aufmerksamkeit gehörte dem Mann, der am Samstagnachmittag wie aus dem Nichts aufgetaucht war, so zumindest erschien es ihr. Ab jenem Zeitpunkt hatte man die beiden fast ununterbrochen zusammen gesehen. Sie hatten sich offenbar viel zu erzählen so wie zwei alte Freunde, die einander aus den Augen verloren und nach Jahren zufällig wieder gefunden hatten. Auch jetzt, da sie am Verkaufsstand in gemeinsames Gelächter ausbrachen, schienen sie unzertrennlich zu sein. Hätte Rona ihre Frotzeleien unterbrochen, sie wäre von Sebastian als störend empfunden worden, und das wollte sie auf keinen Fall.

Sie war ein wenig missmutig, schob das Gefühl jedoch beiseite und trat ins Freie. Augenblicklich umfing sie die Wärme der Nachmittagsluft. Der Arbeitsstress lag nun hinter ihr. Sie hatte Feierabend, und nichts hätte ihn besser einläuten können als die sommerlich anmutende Aprilsonne. Rona war entschlossen, ihn, den Feierabend, in vollen Zügen zu genießen. Sie warf einen Blick nach rechts, nahm Natalie wahr, die mit ihrem Freund telefonierte, schlenderte einige Meter in Richtung der Fußgängerampel und hielt plötzlich inne. Ihr fiel ein, dass sie etwas vergessen hatte. Die CD von Patti Smith, ein Geschenk von Natalie, lag wahrscheinlich noch im Vorbereitungsraum. Rona ließ sich auf einer der freien Bänke nieder, durchwühlte ihre Tasche und sah ihre Vermutung schnell bestätigt. Sie hätte ihrem ersten Impuls folgen und sofort ins Gebäude zurückkehren können. Aber ihr Bedürfnis nach Ruhe, nach Entschleunigung war stärker. Sie hatte alle Zeit der Welt, so dachte sie. Für eine Weile blieb sie noch sitzen, wobei sie zuließ, dass tröpfchenweise die Müdigkeit in sie eindrang. Gleichzeitig wurde ihr der eigentliche Grund bewusst, der sie noch auf der Bank festhielt: Sie mochte nicht darauf verzichten, sich von Sebastian zu verabschieden. Auf dem Weg zum Bahnhof würde er die Fußgängerampel, nur ein paar Meter von ihr entfernt, überqueren müssen. Er würde sie also nicht ignorieren können, und da Züge in der Regel nicht auf ihre Passagiere warten, konnte er den Zeitpunkt seines Aufbruchs auch nicht mehr lange hinausschieben. Sie bemerkte ihn dennoch nicht auf Anhieb, als er im Eilschritt das Gebäude

verließ. Das gelbe T-Shirt störte das gewohnte Erscheinungsbild. Die Ärmel seines hellblauen Herrenhemdes lugten handbreit unter dem gelben Stoff hervor, wodurch er nicht mehr adrett oder seriös, sondern merkwürdig verkleidet wirkte.

Rona schoss im gleichen Moment in die Höhe, in dem Sebastian direkt auf sie zukam. Beinah wären sie zusammengestoßen. Sie lachten auf, Sebastian berührte Rona kurz am Ellbogen, während sie, um ihm zum Abschied die Hand zu schütteln, versehentlich über seinen Unterarm strich. Einen Augenblick lang waren sie voreinander so befangen wie selten zuvor.

„Ich muss mich leider sputen“, sagte er leise. „Sonst hätten wir noch ein paar Takte reden können ... Hast du den Kongress gut überstanden?“

„Ja, sicher. Hat sogar Spaß gemacht. Die Themen alle sehr interessant, sehr spannend ... Und bei dir?“

Sie konnte nur in Bruchstücken antworten, denn viel mehr als das Gesagte erreichte sie, was zwischen den Zeilen mitschwang. Sebastian wirkte plötzlich verwundbar. Die innere Distanz, die ihn während des Kongresses fast arrogant oder zumindest abgeklärt hatte erscheinen lassen, war gänzlich verschwunden.

„Mir geht es gut“, murmelte er, ohne es zu meinen. Die Worte fungierten eher als Platzhalter, während er seine Gedanken oder Gefühle zu sammeln versuchte, so wie man Papierblätter einsammelt, die von einem Windstoß in alle Richtungen verteilt worden sind. „... Lass uns telefonieren. Ich ruf dich in den nächsten Tagen mal an, okay?“

„Ja bitte, tu das ... Komm gut nach hause.“

Das Letzte rief sie ihm hinterher. Er schickte ihr über die Schulter hinweg noch ein wehmütiges Lächeln und hob die Hand zum Abschied, kurz bevor er die Fußgängerampel erreichte. Rona wagte kaum zu glauben, was sie gerade wahrgenommen hatte. Empfand er für sie wirklich mehr als nur Sympathie? Eine Antwort gab es nicht, weder jetzt noch später.

Denn fast im gleichen Augenblick hörte Rona das Aufheulen eines Motors, und es war, als fiel plötzlich ein Schatten auf sie, ein böser, zupackender Schatten wie der einer Furie. Sie spürte die Wucht des

heranrasenden Autos, noch bevor sie es sah, dieses massive Schwarz mit den vier Ringen an der Schnauze, ein Audi. Der Wagen zog in beschleunigtem Tempo vom linken auf den mittleren Fahrstreifen. Zwei Fußgänger wichen instinktiv zurück auf den Bürgersteig, nur Sebastian nicht, er war schon zu weit in die Mitte der Straße gelaufen. Rona hätte ihm zurufen wollen, nein, sie hätte ihn mit ganzer Kraft und in Bruchteilen von Sekunden bis zum jenseitigen Bürgersteig stoßen wollen. Als gäbe es die räumliche Entfernung nicht, ja, für eine Millisekunde glaubte Rona, das müsse möglich sein – bis sie begriff, dass sie hier war und nicht dort. Sebastian realisierte, was auf ihn zukam, allerdings zu spät. Noch während er nach vorne zur anderen Seite stürzte, erfasste ihn das fahrende Geschoss in voller Geschwindigkeit, schlug ihm die Beine weg und warf ihn nach oben, als wäre er bloß eine Puppe. Seine Tasche zog ihn im Flug halb in die Waagrechte, sein Kopf prallte auf die Oberkante der Windschutzscheibe, mit der linken Schläfe, worauf sein Körper erschlaffte und über die ganze Länge des rasenden Autos hinwegrollte. Er schlug hart auf dem Asphalt auf und sackte jäh zusammen.

Rona sank auf die Bank zurück und begann, heftig zu zittern. Aus dem Augenwinkel nahm sie wahr, wie zwei Männer auf die Straße eilten, um den Verkehr aufzuhalten, während sich eine andere Person des leblosen Körpers annahm und erste Hilfe zu leisten versuchte. Jemand stürmte mit einem Arztkoffer aus der *Urania*, andere folgten, und ein Mann, den Rona beim Kongress als Moderator erlebt hatte, verständigte über Handy Rettungsdienst und Polizei. Sie dagegen blieb untätig, wie versteinert. Dabei hätte sie – vor allem sie – Sebastian beistehen sollen, doch ihr fehlte die Kraft, sich überhaupt vom Fleck zu bewegen.

Nach und nach trafen die ohrenbetäubenden Fahrzeuge mit den Blaulichtern ein, zuerst der Krankenwagen, später die Polizei. Die Sanitäter ließen ihn, Sebastian, im Innern des Wagens verschwinden, wobei offen blieb, wohin er verschwinden und ob er überhaupt zurückkehren würde. Irgendwann vernahm sie die Stimme eines Verkehrspolizisten, der seinem Kollegen etwas zuraunte: „Er ist eben auf der Fahrt ins Krankenhaus gestorben. Kein Wunder, er hatte nen Genickbruch.“

Ab diesem Zeitpunkt konnte Rona nur noch eines denken: Es war volle Absicht, es war Mord.

„Jemand hat ihn mit voller Absicht überfahren“, sagte sie auch der Polizistin, die sie zuerst befragte. „Ein kaltblütiger Mord.“ Mehr war ihr in dem Augenblick nicht zu entlocken. All die Fragen über den genauen Unfallhergang, über das spezifische Modell oder das Kennzeichen des Fluchtautos konnte sie nicht beantworten. Stattdessen ergriff ein anderer Gedanke von ihr Besitz, einer, der so banal daherkam, dass Rona für einen Moment verstummte.

„Gut, wenn Sie sich ein wenig erholt haben, kommen Sie bitte zum Polizeipräsidium. Wir müssen Ihre Aussage noch zu Protokoll nehmen. Hier ist die Adresse und eine Wegbeschreibung.“ Mit diesen Worten reichte ihr die Polizistin ein Din-A-5-großes Blatt mit ein paar Zeilen und der Skizze einiger Straßenzüge. Rona nickte abwesend und faltete den Zettel bis auf die Größe einer

Streichholzschachtel zusammen.

„Wir haben hier auch eine psychologische Betreuung, da vorne am weißen Transporter“, fügte die Beamtin hinzu, wobei sie Rona eingehend musterte. „Ich würde Ihnen raten, das in Anspruch zu nehmen. Es passiert nicht selten, dass Zeugen traumatisiert werden.“

Rona schüttelte benommen den Kopf. „Ich muss noch etwas holen.“

Sie wusste, wie absurd es erscheinen musste, ausgerechnet jetzt im zweiten Stock der *Urania* nach der liegen gelassenen CD zu suchen. Aber es war etwas Konkretes, an dem sie sich festhalten konnte, und es lag im Bereich der Normalität. Auch zeitlich gesehen gehörte es in eine Welt, die noch nicht aus den Fugen geraten war.

Inzwischen hatte sich ihr Körper beruhigt. Der seltsame Zustand, diese Mischung aus Zittern und Bewegungslosigkeit war von ihr gewichen. Sie konnte der brüchigen Normalität in einer fast normalen Verfassung begegnen.

Die Tür des Raums, der ihr und den Kolleginnen tags zuvor als Ort des Rückzugs gedient hatte, war noch unverschlossen. Den Blick auf das Waschbecken und den Spiegel gerichtet, entdeckte Rona die CD sofort. Sie lag in dem kleinen Hängeregale direkt neben ihrer Wimperntusche, die

sie ebenfalls vergessen hatte. Als ihr Blick zufällig über den Spiegel glitt, stockte ihr Atem. Da war ein Männergesicht, das zu einer Gestalt gehörte. Rona wagte kaum, sich umzudrehen, doch der Impuls ihres Körpers war schneller. Sie brauchte einen weiteren Moment, um zu begreifen, was sie sah. Der Mann auf dem Stuhl neben der Garderobe war niemand anders als Sebastians Kumpel.

„Es tut mir leid, ich habe nicht ... ich wollte dich nicht erschrecken.“ Seine Stimme bebte leicht. Sebastian hatte sie einander nur einmal kurz vorgestellt. Davon abgesehen waren sie sich beim Kongress eher aus dem Weg gegangen.

„Schon gut, kein Problem. Ich bin eben etwas schreckhaft – im Moment jedenfalls.“ Das Letzte murmelte sie unbestimmt vor sich hin. Eine seltsame Pause entstand.

„Bist du nicht ... Du bist doch Dolmetscherin, oder nicht?“

„Ja, richtig. Darf ich fragen, was du hier machst?“ Sie bemerkte im gleichen Moment, wie schroff dieser Satz klingen musste. Es war unnötig, ihr Gegenüber zu verunsichern. Ihm stand tiefe Sorge im Gesicht geschrieben – auch Angst. Irgendetwas musste mit ihm passiert sein. Es mochte mit dem Mord zusammenhängen und ging doch über einen Schock hinaus. Es war irgendwie anders.

„Bitte versteh mich nicht falsch“, fügte sie schnell hinzu, „ich hab nichts dagegen, dass du dich hier aufhältst. Aber ich vermute, in der nächsten halben Stunde wird der Hausmeister die Zimmer hier abschließen.“

Er nickte stumm.

„Also dann ...“, setzte Rona erneut an. Ihr wurde unbehaglich zumute. Sie beeilte sich, CD und Wimperntusche in der Tasche zu verstauen, während sie zügig auf die Tür zuing. „... dann wünsche ich dir noch einen guten Tag, obwohl ... von diesem Tag kann man das wirklich nicht sagen.“

„Halt, warte mal! Hast du vorhin, ich meine ... hast du es gesehen, diesen Unfall?“

„Es war ein Anschlag, kein Unfall“, brach es aus ihr heraus.

„Das heißt also: ja. Weißt du, ob ... Hat er es überlebt?“

Rona verspürte das jähe Bedürfnis, zu verstummen. Sie schüttelte nur den Kopf und hätte gleichzeitig losschreien können. Es überkam sie eine Welle unbeschreiblichen Schmerzes.

Sebastian war ihr entrissen worden, kaum dass er – sehr zaghaft – in ihr Leben getreten war. Was konnte überhaupt noch schlimmer sein?

3. Kapitel

Sie konnte unmöglich die Komplizin des Täters sein, für Jan gab es daran keinen Zweifel mehr. Es lag zu viel Schmerz in ihrem Blick, als dass sie selbst zu dem Mord hätte beitragen können. Sebastians Tod ging ihr genauso nah wie ihm selbst.

Zu Anfang, als sie in den Raum trat, hatte Jan sie nicht erkannt. In ihrer Rolle als Dolmetscherin hatte sie eine hochgesteckte Frisur getragen. Nun, mit offenen Haaren, verdeckten ihre dunkelbraunen Locken die Hälfte ihres Profils. Erst als sie sich umdrehte, fiel Jan ein Bleigewicht von den Schultern. Es war ein bekanntes Gesicht, in das er schaute, dazu noch ein freundliches, recht hübsches Gesicht, das in dem Moment verstört wirkte. Er wunderte sich, dass sie, ihrem Spiegelbild so nah, es kaum beachtet hatte. Das war ihm aufgefallen, trotz seiner Anspannung. Andere Frauen hätten sicher ein paar eitle oder prüfende Blicke in den Spiegel geworfen. Sie aber nicht.

„Ich bin übrigens Jan. Bitte sag mir nochmal deinen Namen, ich hab ihn vergessen.“

„Rona. Seit meiner Kindheit werd' ich so genannt. Es ist eine Kurzform von Veronika.“ Sie hatte diese Erklärung sicher schon unzählige Male abgspult. Jan hörte es an ihrem Tonfall.

Er sah keinen Grund, ihr zu misstrauen. Aber wie – so schoss es ihm durch den Kopf – wie sollte er verhindern, dass sie irgendjemandem unten im Foyer oder am Tatort von ihrer Begegnung erzählte? Wenn er sie bat, es nicht zu tun, weckte er womöglich noch ihr Misstrauen.

„Bitte entschuldige, ich muss jetzt wirklich gehen“, kündigte sie an, wobei sie merkwürdig eintönig klang, beinahe abwesend.

Es war höchste Zeit, dass er eingriff und sich eine Strategie überlegte.

„Noch eine Sekunde“, bat er sie inständig und kramte, einer Eingebung folgend, das gelbe T-Shirt hervor. „Siehst du hier ...“, er zog es sich schnell über, „siehst du, Sebastian hat von Weitem ganz ähnlich ausgesehen, als er über die Straße ging, findest du nicht auch?“ Er musste sie vollständig ins Bild rücken, Jan sah keine andere Möglichkeit. Denn

nur, wenn sie die entscheidenden Zusammenhänge und die Hintergründe begriff, würde sie auch begreifen, dass niemand dort unten ihn sehen oder von ihm wissen durfte.

Jan brauchte seine Theorie der Verwechslung nicht lange zu erläutern, sie schien Rona schnell einzuleuchten. Doch nachdem die Verwirrung aus ihrem Gesicht verschwunden war, zeichnete sich dort etwas anderes ab, das nichts Gutes verhiess. Es war ein Ausdruck leisen Entsetzens. Und plötzlich erfasste Jan die ganze Dimension dessen, was er angerichtet hatte. Wie hatte er nur übersehen können, dass sie Sebastian liebte? Sie waren kein Paar gewesen, und dennoch, Rona hatte ihn geliebt, und nun sah sie auch noch den Mann vor sich stehen, an dessen Stelle Sebastian gestorben war.

„Glaub mir, auch für mich ist es schwer auszuhalten, dass man ihn verwechselt hat.“ Auf diese Art hätte Jan mit ihr sprechen können. „Er hätte nicht sterben dürfen, niemand von uns hätte sterben dürfen. Weder er, noch ich. Was geschehen ist, kann ich nicht ändern. Zu keinem Zeitpunkt hätte ich etwas ändern können, ich hatte nicht den Hauch einer Chance, in den Verlauf einzugreifen. Wie denn auch? Ich wusste es nicht. Sicher, du wirst dich fragen, warum du mir, ausgerechnet mir, helfen sollst. Aber ich kann dir sagen, warum. Sebastians Tod wäre noch viel sinnloser, wenn es den Tätern am Ende gelingen sollte, auch mich beiseite zu räumen.“

All dies hätte er Rona sagen können, doch ihm fehlte der Mut. Stattdessen redete er sich um Kopf und Kragen, erklärte ihr in aller Ausführlichkeit, warum er glaubte, der Komplize hielt sich völlig unerkannt immer noch im Umfeld der *Urania* auf, womöglich habe er die Polizei schon davon überzeugt, dass er nur ein harmloser Zeuge sei. Jan hoffte, sie würde dennoch verstehen, was er nicht aussprach.

Dabei wäre ihm beinahe wieder entgangen, was in ihr vorging und vor allem, wie stark sie dagegen ankämpfte. Er merkte es in dem Moment, da sie schwankte und sich krümmte, bevor sie nach der Lehne eines Stuhles angelte. Im Sitzen versuchte sie, ihren aufgepeitschten Atem zu beruhigen, was ihr jedoch kaum gelang. Ihr entwichen Laute, die aus der Tiefe ihrer Seele zu kommen schienen, eine Mischung aus Stöhnen und Schluchzen.

„Es ... es tut mir leid“, stammelte er leise.

„Es geht gleich wieder“, stieß sie flüsternd hervor.

„Brauchst du vielleicht frische Luft? Soll ich das Fenster öffnen?“

Sie schüttelte den Kopf, mit fest geschlossenen Augen.

„Sie muss etwas trinken“, dachte Jan, während sein Blick am Waschbecken hängen blieb. Er griff in seine Tasche, holte den Becher seiner bereits leergetrunkenen Thermosflasche hervor, spülte ihn notdürftig und füllte ihn mit Leitungswasser.

„Hier, mit einem echten Erfrischungsgetränk kann ich leider nicht dienen. Aber der Becher ist sauber – soweit man das von ihm behaupten kann. Immerhin, er ist relativ neu. So viele Bakterien können sich da noch nicht abgelagert haben. Für das Berliner Wasser kann ich allerdings nicht die Hand ins Feuer legen, aber umbringen wird es dich nicht.“

Es war ein hilfloser und eigentlich unpassender Versuch, sie zum Lachen oder wenigstens zum Schmunzeln zu bringen. Ganz wirkungslos blieb er dennoch nicht, Rona bemühte sich tapfer, ebenfalls ironisch zu klingen. „Danke, sehr charmant.“

Sie schreckte auch nicht davor zurück, den Becher in drei Zügen leer zu trinken. Sie schien sich wieder im Griff zu haben, denn die seltsamen Laute waren verebbt und sie konnte sich erheben, ohne erneut ins Schwanken zu geraten. Rücklings gegen die Fensterbrüstung gelehnt begann sie schließlich, eine Art Bilanz zu ziehen. Jan bewunderte, mit welcher Klarheit sie das Wesentliche erfasste. Ihr Verstand schien dabei die Funktion eines Leuchtturms einzunehmen, ohne den sie ihren Gefühlstumult nicht halb so gut überstanden hätte.

„Wenn ich das richtig verstanden habe, dann glaubst du, dass die Täter gerade nach dir suchen, weil sie eigentlich hinter dir her sind.“

„Ja, das halte ich jedenfalls für denkbar, sogar für wahrscheinlich.“

„Okay. Und was spricht dagegen, dass du einfach die Polizei informierst? Du müsstest nicht weit gehen, da unten laufen einige Polizisten herum.“

Jan seufzte. „Ich weiß, es klingt ein bisschen paranoid, aber ich gehe davon aus, dass mir die Polizisten erst mal nicht glauben würden. Selbst wenn sie es tun: Sie würden darauf bestehen, mich als Zeugen zu

vernehmen. Damit wäre ich mit all meinen Daten registriert. Verstehst du, als offizieller Zeuge bin ich für die Killer wie auf einem Präsentierteller. Sogar vom Präsidium aus könnten sie mich einfach beschatten und dann zuschlagen.“

„Würdest du nicht Personenschutz bekommen?“

„Nein, vergiss es! Es muss schon viel passieren, bevor die Polizei zwei oder drei Beamte abstellt, um jemanden zu beschützen. Die Voraussetzung ist sowieso, dass sie mir glauben, und das ist wie gesagt reine Glücksache.“

„Und wenn wir besonders überzeugend sind?“ – Rona ließ einfach nicht locker. „Ich könnte zum Beispiel runtergehen und einen Beamten bitten, hier heraufzukommen. Dann ist es einfacher, ihm alles im Detail zu erläutern ...“

„Nein!“ Jan schrie es geradezu. Die Vehemenz überraschte ihn selbst. „Entschuldige bitte, aber es ist nun mal so, dass ich der Polizei nicht traue – nicht uneingeschränkt. Ich möchte ihr nicht mein Leben anvertrauen.“

„Gut, ich hab verstanden.“ Ihre Stimme klang nüchtern und beschwichtigend zugleich. „Dann bleibt also nichts anderes übrig als schnell dafür zu sorgen, dass du unbemerkt aus dem Gebäude rauskommst.“

Jan atmete auf. „Ja, du hast es erfasst.“

Glücklicherweise kannte Rona das Gebäude recht gut. Alleine hätte sich Jan auf der Suche nach einer Hintertür in den Winkeln dieser verschrobenen Architektur verlaufen. Er wäre auch nicht auf die Idee gekommen, im großen Saal nahe der Bühne einen Ausgang zu vermuten. Aber genau dort befand sich eine Art Tapetentür, die nicht etwa zu den Toiletten führte, sondern nach draußen auf die hintere Kleiststraße Richtung Nollendorfplatz. Rona lotste Jan durch das Gebäude bis zu dieser Tür, immer darauf bedacht, niemandem über den Weg zu laufen und notfalls die Sicht auf Jan zu verdecken. Tatsächlich gähnte ihnen Leere entgegen, Ronas Vorsicht wäre kaum notwendig gewesen – auf Jan wirkte sie jedoch beruhigend. Er hatte sie nicht einmal darum gebeten, ihn zu begleiten, sie tat es wie selbstverständlich. „Ich bring dich bis zur U-

Bahn-Haltestelle“, hatte sie gesagt, ohne viel Aufhebens. Selbstverständlich war das auf keinen Fall.

Auch im Freien, jenseits der Hintertür, die sich problemlos öffnen ließ, begegneten sie keiner Menschenseele. Nicht mal ein Ordnungshüter war zu sehen; alles konzentrierte sich auf den Vorplatz. Etwas Gespenstisches lag in der Luft. Jan begriff erst im zweiten Moment, dass es die ungewöhnliche Stille war oder vielmehr das Fehlen des üblichen Großstadtlärms. Die Polizei hatte nicht nur die Kreuzung vor der *Urania* für den Autoverkehr gesperrt, sondern auch die dorthin führenden Straßen. Während die beiden entlang der verwaisten, schnurgeraden Kleiststraße dem Nollendorffplatz entgegeneilten, saß ihnen jene Stille wie ein Lauern im Nacken. Es mochte Späher geben, auch hier. Sie beide, so dachte Jan, durften auf keinen Fall Blicke auf sich ziehen. Am besten, sie plauderten wie ein ganz normales Paar oder wie Freunde in Wochenendstimmung über belanglose Dinge, dann hatten sie eine Chance, unauffällig zu bleiben. Er zwang sich, in möglichst unbefangenen Tonfall irgendeinen harmlosen Gesprächsfaden aufzugreifen:

„Du bist also Dolmetscherin. Für welche Sprache? Für Russisch?“

„Ja – und für Französisch. Beim Kongress wurde aber Russisch verlangt.“

„Ist das nicht unheimlich anstrengend? Ich meine, du musst doch sicher alles gleichzeitig tun: zuhören, verstehen, die Worte in eine andere Sprache übertragen und dann auch noch deutlich sprechen. Ist das nicht Wahnsinn?“

„Ja, das hast du schön zusammengefasst. Wir arbeiten deshalb auch im Zweierteam – jedenfalls bei Simultan-Geschichten. Die eine dolmetscht und die andere notiert Zahlen oder Eigennamen – immer abwechselnd im Takt von zwanzig Minuten.“

„Aha, interessant.“

„Gestern hat das allerdings nicht so richtig funktioniert.“

„Wieso? Was ist passiert?“

„Natalie, meine Partnerin für Russisch-Deutsch, war ziemlich unkonzentriert. Das passiert selten, eigentlich sind wir ein gutes Team.

Aber abends musste ich für sie einspringen. Ich hab sozusagen ihre Staffel mitten im Rennen übernommen. Das war in der Tat sehr anstrengend.“

„Und? Sie ist hoffentlich angemessen zerknirscht und wird es wieder gutmachen.“

Rona lachte kurz auf. „Sie hat es schon wieder gutgemacht. Die CD von Patti Smith – ich hatte sie im Ruheraum vergessen ...“

„Ah, ich verstehe, Natalie hat sie dir geschenkt. Weißt du, was verrückt daran ist? Wenn sie das nicht getan hätte, dann wärst du nicht in diesen Raum zurückgekommen und wir wären uns nicht begegnet.“

„Nein, wahrscheinlich nicht.“

„Dann muss ich wohl dankbar sein, dass sie so schlampig gedolmetscht hat. Siehst du, es gibt immer irgendjemanden, der einen Nutzen aus den Fehlern der anderen zieht.“

„Ja, so kann man es auch sehen.“

Rona warf einen Blick nach vorne zum Eingangsgebäude der U-Bahnstation, das nur noch einen Steinwurf von ihnen entfernt lag. Dann hob sie wieder zu reden an. Ihre Stimme klang mindestens zwei Töne tiefer und beinahe unheilvoll.

„Jan, ich möchte ... Es gibt noch eine Frage, die mir nicht aus dem Kopf geht.“

„Bitte, schieß los.“

„Was ich nicht ganz verstehe, ist, warum du so schnell auf diese Erklärung gestoßen bist. Ich meine, diese Verwechslung. Da wird dein Freund nur ein paar Meter entfernt von dir überfahren – was erst mal unbegreiflich ist – und du beziehst es schon auf dich. Warum? Selbst eure Ähnlichkeit durch das T-Shirt ist noch kein Hinweis darauf, dass sich der Täter geirrt hat – oder?“

Sie hatte also nicht aufgehört, darüber nachzugrübeln, ob es wirklich ein Irrtum war, eine Verwechslung, die zu Sebastians Tod geführt hatte. Sie wollte Gewissheit, entweder in die eine oder die andere Richtung. Jan konnte es ihr nicht verdenken, zumal ihre Frage berechtigt war. Er hatte

vergessen, ihr diesen Punkt zu erläutern. Und nun war er sich unschlüssig darüber, wie viel oder wie wenig Einblick er ihr gewähren sollte.

„Du hast Recht, für sich genommen ist es noch kein Hinweis, in Kombination mit der Vorgeschichte aber schon.“

„Welche Vorgeschichte?“

„Morddrohungen, die ich erhalten habe – in Form von anonymen E-Mails. Seit ein paar Monaten werden sie mir in regelmäßigen Abständen zugeschickt. Ich hab mich geweigert, sie ernst zu nehmen. Bisher ist auch nichts passiert. Außer heute. Es ist ein Albtraum.“

Rona schnappte nach Luft und fing sich wieder. „Waren die Drohungen verbunden mit irgendwelchen Forderungen?“

Sie verstand es in der Tat, die richtigen Fragen zu stellen.

„Ja, in gewisser Weise schon, aber ... Das ist eine lange Geschichte, es würde zu lange dauern, dir alles im Detail zu erklären.“

Inzwischen hatten sie den Nollendorfplatz und die U-Bahnstation erreicht. Jan wagte einen fast beiläufigen Blick in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Doch es gab nichts, was seine Aufmerksamkeit erregte – keinen verdächtigen Fußgänger, keine rasche Bewegung oder das sonnenreflektierende Aufblitzen eines Gegenstandes.

Rona hakte nach. „Dann erzähl es eben nicht im Detail, sondern in groben Zügen. Was hat man von dir verlangt, was du tun oder lassen sollst?“

Jan bewegte sich auf die nach unten führende Treppe zu, machte kehrt und blieb ein wenig orientierungslos neben dem Fahrkartenautomaten stehen. Zu viel stürmte auf ihn ein, zu viel von dem Geschehenen, dem Präsenten und dem, was noch auf ihn zukommen würde. „Ich kann jetzt nicht ... Verdamm!“

Jan durchbohrte den Automaten geradezu mit seinem Blick. Am liebsten hätte er auf das Gerät eingeschlagen.

„Was ist los?“

„Ich kann nicht sofort den Zug nach Hamburg nehmen, ich muss erst mein Gepäck im Hotel abholen, meinen Rucksack!“

„Ist das ein Problem?“

„Allerdings. Sobald die Killer meine Spur verloren haben, werden sie mir an genau zwei Orten auflauern: Am Polizeipräsidium und an meinem Hotel. Ich zumindest würde es so machen.“

Er versuchte sich zu beruhigen. Immerhin, so raunte ihm sein zweites, unbeschwerteres Ich zu: Du selbst bist der Falle entgangen, was willst du mehr? Gepäckstücke sind dagegen zweitrangig. Sie lassen sich zur Not auch verpacken und verschicken.

„Ich werde es für dich holen“, hörte er Rona sagen, er traute seinen Ohren kaum.

„Das wäre ... Bist du sicher?“

„Ja, ich mach das. Ich beschaff dir deinen Rucksack.“

„Du weißt, es ist nicht ungefährlich.“

„Für mich schon. Wer wird schon auf die Idee kommen, dass ausgerechnet eine Kongress-Dolmetscherin die Aufgabe eines Kuriers übernimmt?“

„Ja, da ist was Wahres dran.“

„Aber zuerst“, so bestimmte sie, „zuerst bring ich dich zu mir nach Hause. In meiner Wohnung bist du vorerst am sichersten.“

Jan hätte ihr auf der Stelle um den Hals fallen können, so sehr durchströmte ihn pure Dankbarkeit. Er konnte es kaum fassen. An diesem Wochenende war Rona schon die zweite Person, die ihm innerhalb kürzester Zeit so großzügig begegnete wie nicht einmal langjährige Freunde aus seinem gewohnten Umfeld.

4. Kapitel

Sie musste verrückt sein. Es war, als schau sie sich Rona selbst dabei zu, wie sie einen Fremden in ihre Wohnung ließ. Aber seit der Katastrophe, seit Sebastians Tod, war ein inneres Chaos bei ihr ausgebrochen, nichts schien mehr an seinem Platz zu sein. Sie handelte nicht logisch, auch wenn es ihr zeitweise gelang, sich am Riemen zu reißen. Sie tat Dinge, die nicht zusammenpassten und die sie Stunden zuvor niemals in Erwägung gezogen hätte. Sie hatte mit erstaunlicher Klarheit und Souveränität einen Menschen aus einer möglichen Gefahrenzone herausgeführt, und zwar so, als wäre er ihr bester Freund. Dass er es nicht war, schien ihr innerer Kompass nicht wahrgenommen zu haben. Und dennoch, irgendetwas an der Situation entsprach dem, was man im höheren Sinne vielleicht als richtig bezeichnen würde. Ohne ihre Hilfe wäre Jan ziemlich ausgeliefert gewesen – sei es gegenüber den dubiosen Tätern oder seiner eigenen Verzweiflung. Der Schutzraum ihrer Wohnung wirkte offensichtlich befreiend auf ihn. Er verließ die Defensive und ging zu Taten, zu durchdachten, systematischen Handlungen über.

Rona schloss die Wohnungstür hinter sich, und das Erste, wonach Jan sie fragte, war ihr Computer. Er wolle versuchen, die Identität des Komplizen herauszufinden, so erklärte er. Sie ließ ihm freie Hand, worauf er ihre Geräte am Schreibtisch sofort in Beschlag nahm. Er bat sie nicht um ein Glas Wasser, Kaffee oder etwas zu essen. Bei ihm galt der Ausnahmezustand. Internetzugang, Telefon und Faxgerät schienen für den Moment sein Überleben besser zu sichern als alles, was Durst und Hunger stillen konnte. Von der Küche aus hörte Rona ihn mit jemandem telefonieren, den er offenbar gut kannte. In aller Kürze umriss er seine Situation und fügte hinzu, er könne nicht alles im Detail erklären, es käme jetzt darauf an, dem Täter auf die Schliche zu kommen, und zwar so schnell wie möglich. Dann lenkte er das Gespräch auf etwas Bestimmtes, eine Liste, die er angeblich brauchte, unbedingt und sofort. „Ich verspreche dir, es wird niemand erfahren, woher ich diese Liste habe. Und niemand wird drauf kommen – wie denn auch? Es wird kaum jemand wissen, dass ich sie überhaupt besitze.“ Als er schließlich Ronas Faxnummer diktierte, wusste sie, dass er die Person am anderen Ende der Leitung überzeugt hatte.

„Was ist das für eine Liste und was wirst du damit anstellen?“ Sie fand, er war ihr diese Erklärung schuldig.

„Es ist die Anmeldeleiste vom Tschernobyl-Kongress“, antwortete er und folgte ihr in die Küche. „Dieser Komplize hat darauf vielleicht seine Spuren hinterlassen. Wenn er klug war, hat er sich mit falschem Namen für den Kongress angemeldet. Es wäre eine perfekte Tarnung.“

„Schön und gut, aber ein falscher Name kann wohl kaum einen vernünftigen Hinweis geben, oder?“

„Vielleicht doch. Ich könnte zumindest herausfinden, ob meine These stimmt und welcher Name es ist, hinter dem sich der Komplize verbirgt. Es wäre ein wichtiger Anhaltspunkt.“

„Aber wie willst du das machen? Hast du vor, jeden einzelnen Namen und jede Person zu überprüfen?“

„Ja, wahrscheinlich wird es darauf hinauslaufen.“ Er sagte dies mit einer Leichtigkeit, die sie erstaunte. Vor Sisyphe-Arbeit schreckte Jan offenbar nicht zurück, solange er hoffen konnte, dass es ihn irgendwie aus seiner Zwangslage befreien würde.

Rona schob sich ein Stück Käse in den Mund, erklärte Jan, wo Brot, Aufschnitt und Getränke zu finden waren. Wenn er Lust habe, etwas zu kochen, könne er sich gerne bedienen, die Küchenschränke seien gut sortiert. „Es wird eine Zeit lang dauern, bevor ich zurückkomme“, fügte sie hinzu. „Mir ist eingefallen, dass ich zuerst noch im Präsidium als Zeugin aussagen muss. Erst danach kann ich deinen Rucksack holen.“

Jan schrieb ihr die Adresse des Hotels auf einen Zettel und vermerkte auf der Rückseite, dass er sie, Veronika Westphal, bevollmächtigte, sein Gepäck in seinem Namen abzuholen. Ihm lag etwas auf der Zunge, doch hielt er es zurück. „Bitte erwähne mich nicht gegenüber der Polizei.“ Dieser Satz stand in seinem Gesicht geschrieben und Rona war froh, dass Jan es vorzog, ihn nicht auszusprechen.

Kurz bevor sie die Wohnung verließ kündigten die ratternden Geräusche des Faxgerätes an, dass die Teilnehmerliste nun Blatt für Blatt ihren Weg in Ronas Wohnzimmer nehmen würde. Jan konnte sich also in die Arbeit stürzen, während sie erneut aufbrach. Sie tauchte wieder ein in den mächtigen Treibsand der Großstadt.

In der U-Bahn kamen ihr auf einmal die Tränen. Sie weinte still, ohne zu schluchzen. Etwas entlud sich in ihr, nicht implosionsartig, nur allmählich und anhaltend, in einem gleichmäßigen Tränenstrom. Er nässte ihr Gesicht ein, wollte nicht aufhören. Sie versuchte, sich an dem Gedanken aufzurichten, dass Jan sie als stützende Säule noch brauchte. Sie durfte nicht kollabieren, noch nicht. In Sichtweite des Präsidiums gewann sie ihre Fassung zurück. Vor dem Eingang scannte sie mit einem schnellen Blick die nähere Umgebung ab. Ihr fiel jedoch niemand auf, der die Rolle eines Spähers hätte einnehmen können.

Sie war die Letzte der zu vernehmenden Zeugen, wobei sie noch rechtzeitig eintraf. Eine Beamtin bat sie, für ein paar Minuten im Korridor Platz zu nehmen. Die Wartezeit dehnte sich zu einer halben Stunde aus, für die Rona jedoch dankbar war, denn nur ungerne hätte sie den Polizisten mit einem verheulten Gesicht gegenüber gesessen.

„Pongras vom Verkehrsermittlungsdienst“, so begrüßte sie die Polizeibeamtin, deren Gesicht sie schon kannte. „Wir haben vorhin am Tatort miteinander gesprochen.“ Sie hatte einen kräftigen Händedruck, müde Augen und ihr agiles Auftreten täuschte manchmal darüber hinweg, dass sie eigentlich recht füllig war. „Geht es Ihnen wieder besser?“, fragte sie, nicht nur aus Höflichkeit.

„Ja, danke, für den Augenblick schon.“

„Sie können sich gerne setzen. Ein Kollege von der Mordkommission – Herr Okan – wird gleich dazustoßen, erst dann können wir mit der Befragung beginnen.“

Seinen Namen hatte sie eher beiläufig ausgesprochen. Trotzdem ließ er Rona aufhorchten, er klang vertraut und gleichzeitig wie etwas, das von weit herkam. Sie kannte diesen Namen, und als der türkisch aussehende Hauptkommissar das Zimmer betrat, wusste sie auch woher.

Er stutzte ebenfalls. „Rona?“ Es klang etwas ungläubig. Sie nickte ausgiebiger als nötig, um Zeit zu schinden, denn sie brauchte einen weiteren Augenblick, um sich auch an seinen Vornamen zu erinnern.

„Du bist Yavuz, oder?“ Ja, so hieß er, der ältere Bruder einer Schulfreundin, die sie mindestens zehn Jahre lang nicht gesehen hatte. Warum ihr Kontakt zu Pinar nach der Schulzeit so schnell im Sande

verlaufen war, diese offen gebliebene Frage hatte die Jahre überdauert wie eine angestoßene Tasse, die man dennoch weiter benutzt.

„Wie geht es Pinar?“

„O, gut geht es ihr.“ Das war alles, was er für den Moment über seine Schwester sagen konnte, denn er war im Dienst und darüber hinaus in Gegenwart einer skeptisch blickenden Kollegin.

„Das geht schon in Ordnung“, verfügte er in einem kargen Ton und halb zu der Kollegin gewandt. „Ich kenne die Zeugin nur sehr flüchtig aus der Schulzeit.“ Damit setzte er sich startbereit an die Stirnseite des klobigen Schreibtisches.

Dass er so reagierte, um nicht als befangen zu gelten, begriff Rona erst im Laufe der Vernehmung. Aber er hatte nicht gelogen. Sie kannten einander nur flüchtig und eher indirekt. Fast alles, was sie damals über ihn wusste, hatte Pinar ihr erzählt. Er war dennoch kein Fremder für sie. Die kurzen Begegnungen zwischen ihnen hatten ausgereicht, um Rona das Gefühl zu geben, dass sie ihm vertrauen konnte.

Der erste Teil der Vernehmung war eine Qual. Rona hatte es nicht anders erwartet. Sie wusste, dass es umso qualvoller werden würde, je genauer sie entweder zu Sebastians Person oder zum Geschehen am Tatort befragt wurde. Letzteres traf ein, Ersteres glücklicherweise nicht. Beides hätte sie in geballter Form nur schwer ertragen. Die Tatsache, dass Frau Pongras kaum interessierte, in welchem Verhältnis sie zu Sebastian gestanden hatte, erlaubte es Rona, ihren Schmerz auf Abstand zu halten. Für den Zeitraum der Vernehmung konnte sie in die Rolle einer fast unbeteiligten Zeugin schlüpfen, deren einzige Aufgabe darin bestand, Gesehenes und Gehörtes wahrheitsgemäß wiederzugeben. Trotzdem, die Einzelheiten des Mordes, dieser Ablauf von Dingen, die eigentlich nicht passieren dürfen und eben doch geschehen, so als wären sie schon vorgezeichnet ... Rona scheute diese Erinnerung, die unterhalb einer hauchdünnen Schicht des vorübergehenden Vergessens auf sie lauerte. Niemand konnte ihr voraussagen, ob sie irgendwann in der Lage wäre, die Schreckensbilder dauerhaft von sich fernzuhalten. Darüber hinaus konnte sie nur wenig zur Aufklärung beitragen. Sie hatte weder auf das Kennzeichen des Fluchtautos geachtet, noch kannte sie sich gut genug mit Fahrzeugmodellen aus, um den Audi näher zu bestimmen. Sie hatte nur

registriert, dass man den Fahrer nicht hatte sehen können, da er sich hinter abgedunkelten Scheiben verbarg.

„Es muss ein eiskalter Killer gewesen sein“, stieß sie hervor, ohne danach gefragt zu werden. „Er hat sein Tempo gnadenlos durchgezogen, er ist einfach auf Sebastian zugerast, hat ihn erwischt und ist dabei kaum langsamer geworden. Wie abgebrüht muss jemand sein, der so etwas durchzieht?“

Frau Pongras stimmte ihr mit einer fast gelangweilten Geste zu. Offenbar war es nicht die Art von Aussage, auf die sie gehofft hatte. Dass der Mord nicht die Handschrift eines sensiblen Menschen trug, der nur versehentlich zum Täter geworden war, lag schließlich auf der Hand.

Dann, endlich, kam Yavuz an die Reihe, sie zu vernehmen. Dass sie Sebastian aus beruflichen Zusammenhängen recht gut kannte, registrierte auch er nur mit einem Nicken. Was ihn stattdessen beschäftigte, war – ähnlich wie bei Jan – die Mitwirkung eines Komplizen. Er legte ihr einen Grundriss der *Urania* vor und erläuterte die möglichen Beobachtungsposten. Schnell begriff Rona, wie mager die Anhaltspunkte waren, über welche die Polizei verfügte. Die gesuchte Person konnte sowohl männlich als auch weiblich, alt, jung oder mittleren Alters sein, sie mochte am Kongress teilgenommen haben oder auch nicht, und ob sie sich innerhalb oder außerhalb des Gebäudes postiert hatte, war nach wie vor offen, genauso wie die Frage, ob der Komplize den Täter über Handy, Funk oder einen unauffällig verkabelten Sender informiert hatte. Und so schien der Mordkommission vorerst nichts anderes übrig zu bleiben, als mit Wahrscheinlichkeiten zu hantieren. Auch eine von Yavuz' eindringlichen Fragen beruhte auf Spekulationen.

„Gehen wir mal davon aus, diese Person hat das Opfer schon den ganzen Vormittag lang im Blick gehabt. In diesem Fall könnte sie dir aufgefallen sein. Deshalb denk bitte gut nach. Kannst du dich an jemanden erinnern, der irgendwie aus dem Rahmen fiel, ohne besonders auffällig zu sein – vielleicht jemand, der ein wenig abseits stand, vereinzelt und nicht zu diesem Publikum passte?“

Obwohl Rona bezweifelte, dass ein weiterer Streifzug durch ihr Gedächtnis irgendetwas Nützliches hervorbringen konnte, beschloss sie, sich darauf einzulassen. Sie kehrte gedanklich zu dem Zeitpunkt zurück,

als sie die Abschlussveranstaltung noch während des letzten Beifalls verlassen und im zweiten Stock ihre Tasche geholt hatte. Bis auf die Servicekräfte, die das kalte Buffet vorbereiteten, war ihr niemand begegnet. Auf dem Rückweg kamen ihr in der Lounge die ersten Zuschauer aus dem großen Saal entgegen. Sie beschloss kurzerhand, einen letzten Milchkaffee zu bestellen, noch bevor sich dort vor dem Tresen eine Schlange bilden würde. An einem der caféartigen Tische setzte sich ihre Kollegin Natalie zu ihr, zwar nur für drei Minuten, doch in dieser Zeit achtete Rona nicht auf die Menschen, die nach und nach die Lounge bevölkerten. Stattdessen versuchte sie, Natalies Flüche über ihren eifersüchtigen Freund abzumildern.

„Er hat es diesmal wirklich übertrieben“, so lautete Natalies Urteil. „Er wusste genau, dass ich heute arbeiten muss – bis ein oder zwei Uhr nachmittags. Trotzdem hat er in den letzten drei Stunden fünfmal versucht, mich anzurufen und zwei Nachrichten auf meiner Mailbox hinterlassen. Das ist wirklich krank.“

„Vielleicht hat er vergessen, dass du beschäftigt warst.“

„Ach, Unsinn. Er glaubt mir einfach nicht. Ich ruf ihn jetzt an und rede Klartext mit ihm.“ Damit sprang Natalie auf und ging hinunter ins Erdgeschoss, das Handy schon halb am Ohr.

Wie lange Rona weiterhin dort gesessen, ihren Milchkaffee getrunken und die Menschen um sie herum beobachtet hatte, wusste sie nicht mehr. Eines jedoch konnte sie mit Bestimmtheit sagen: Es gab keine Einzelgänger, zumindest keinen, der ihr aufgefallen wäre. Die Personen in diesem Raum hatten entweder eine klare Funktion – die ausländischen Zeitzeugen, die Referenten und die Preisträger genauso wie die Angestellten der Serviceagentur – oder sie waren angeregt in Gespräche vertieft. Niemand fiel aus dem Rahmen.

Die Leute im Erdgeschoss waren ihr weniger gut in Erinnerung geblieben, denn beim Durchqueren des Foyers hatte sie kaum um sich geschaut. Nur Sebastian und Jan waren ihr aufgefallen – natürlich – doch Jan zuliebe verschwieg sie es.

Dann ließ Rona die Szenerie auf dem Vorplatz an sich vorüberziehen. Natalie kam ihr zuerst in den Sinn. Die Kollegin telefonierte immer noch mit Olaf, ihrem Freund, wobei sie selbstvergessen und auf das Gespräch

konzentriert vor den Frontscheiben des Foyers auf und ab ging. Auf der Holzbank sitzend nahm Rona im Augenwinkel ein kleines Grüppchen wahr. Etwas weiter, ebenfalls auf einer Bank, bemerkte sie ihren japanischen Dolmetscher-Kollegen und seine Frau. Doch auch sie konnte man – genauso wie Natalie – als Komplizen so gut wie ausschließen. Nein, auch hier gab es niemanden, der aus dem Rahmen fiel.

Als Frau Pongras das zweite Mal auf ihre Armbanduhr schaute, brachte Yavuz die Vernehmung zügig zum Abschluss. Er ließ sich nichts anmerken, aber die Enttäuschung lag in der Luft.

Wortlos fuhr die Beamtin ihren Computer herunter, reichte Rona mit einem knappen „Danke, auf Wiedersehen“ die Hand und drehte sich, bereits auf der Türschwelle, nochmals zu Yavuz um. „Wir treffen uns in einer halben Stunde im Konferenzraum“, stellte sie klar, registrierte sein lustloses Nicken und verschwand im Gang, wobei sie die Tür offen stehen ließ.

Ein wenig unschlüssig blieb Rona sitzen und beobachtete Yavuz, wie er zweimal den Raum durchquerte, zuerst, um die Bürotür wieder zu schließen, und dann bis zum Fenster, um dieses zu öffnen. Eine Brise der immer noch milden Frühlingluft strömte herein, vermischt mit Abgasen und dem gedämpften Lärm des Großstadtverkehrs. In die Innentasche seiner Jacke greifend zog Yavuz eine Zigarettenschachtel hervor und setzte sich mit einer Pobacke auf die Fensterbrüstung. Rona warf einen verstohlenen Blick auf das Nichtraucherensymbol an der Tür und verkniiff sich ein Grinsen. Sie schlenderte in seine Richtung und blieb neben ihm stehen, nicht zu nah und nicht zu weit von ihm entfernt, mit der Schulter gegen die Wand gelehnt. Seine unmittelbare Gegenwart irritierte sie ein wenig, denn irgendetwas passte nicht mit dem Eindruck zusammen, den er damals bei ihr hinterlassen hatte. Sie hatte ihn nicht so sportlich und muskulös in Erinnerung. Seine dichten, schwarzen Haare trug er jetzt kürzer. Davon abgesehen hatte er sich äußerlich kaum verändert. Etwas in seiner Ausstrahlung jedoch war deutlich anders, etwas, das ihn als einen erwachsenen Mann auftreten ließ und nicht – wie früher – als jemanden, der noch nicht so genau weiß, ob ihn seine rebellische Kraft zu einem bestimmten Ziel bringen wird.

Nun war sie mit ihm allein und er würde sich für die Länge einer Zigarette nicht von der Stelle bewegen. Es war eine unverhoffte

Gelegenheit. Sie konnte nun prüfen, ob er ein Geheimnis, ein ganz bestimmtes Geheimnis, für sich behalten würde. Irgendetwas hielt sie jedoch zurück. Nein, sie würde ihn von unterwegs aus anrufen, dann, wenn dieser Ort sie nicht mehr vereinnahmen konnte.

„Gibst du mir deine Handynummer?“, fragte sie so gelassen wie möglich.

„Ich kann dir auch gleich Pinars Telefonnummer geben. Sie wohnt jetzt in Potsdam. Dann kannst du direkt mit ihr Kontakt aufnehmen.“

„Ja, das ist auch eine gute Idee. Aber abgesehen davon hätte ich gerne deine Handynummer, ich meine, für den Fall, dass mir noch was einfällt.“

Yavuz stutzte, ließ den Zigarettenrauch versonnen in den Abendhimmel entweichen und verengte seine Augen, als er Rona fixierte. „Denkst du, dass dir noch was einfallen wird?“

Sie hielt seinem Blick stand und ging noch einen Schritt weiter – auf dünnes Eis. „Ja, das denke ich“, betonte sie im vollen Bewusstsein der Botschaft, die in ihren Worten mitschwang. Es war ein stummes Abwägen, Ringen und Bitten, das sich für Sekunden zwischen ihren Augenpaaren abspielte, so lange, bis Yavuz beschloss, Rona mit seiner Visitenkarte auf dem dünnen Eis entgegenzukommen.

Er klang nicht überrascht, als sie ihn zehn Minuten später anrief.

„Mir ist etwas eingefallen“, begann sie und versuchte, durch einen seriösen Tonfall zu verhindern, dass er sich vorkam wie an der Nase herumgeführt. „Ich kann dir das nur unter vier Augen sagen. Am besten jetzt gleich.“

„Wo bist du?“

„Ich steh zwei Straßen von dir entfernt direkt vor dem Mexikaner“, antwortete sie wahrheitsgemäß.

„Dann komm schnell zurück.“

„Nein, du verstehst nicht. Was ich dir erzählen will, sollte in keinem Protokoll auftauchen. Das wäre zu riskant für die Person, um die es geht. Sie schwebt in Lebensgefahr.“

Rona schreckte kurz auf, da ihr drei Männer auffielen, die gerade das Lokal verließen. Sie schauten fast demonstrativ in eine andere Richtung. Es war, als dringe ihnen die Neugier wie Schweiß aus den Poren. Dann entfernten sie sich, zum Glück.

„Von welcher Person redest du?“ Es war pure Skepsis, die ihr bei Yavuz entgegenschlug.

„Das kann ich dir erst sagen, wenn wir uns hier treffen.“

„Wenn dieser Unbekannte nicht selber etwas ausgefressen hat, dann hat er bei uns nichts zu befürchten. Er ist hier sicher.“

Das Eis, auf das sich Rona gewagt hatte, schien unter ihr einzubrechen. Sie war zu weit hinausgeschlittert, um noch den Rückzug antreten zu können, und sie begriff, dass sie die Situation nur durch ein gewagtes Manöver retten konnte.

„Ich habe dich angerufen, weil ich davon ausgehe, dass du vertrauenswürdig bist – und ich dachte, du denkst genauso von mir. Aber vielleicht hab ich mich geirrt, dann vergiss einfach, was ich gesagt hab.“

„Nein, halt! Okay, ganz ruhig ... Eigentlich kann ich jetzt nicht weg, du weißt, wir haben gleich eine Besprechung.“

„Bitte, es wird nicht lange dauern.“

„Also gut, ich bin sofort bei dir.“

„Danke – und bitte, komm allein.“

5. Kapitel

Ihr knurrte der Magen. Unter normalen Umständen hätte Rona eine große Portion gefüllter Tortillas verschlingen können, aber die Aufregung verdarb ihr den Appetit. So bestellte sie nur eine Vorspeise – Tacos mit scharfer Soße – und einen Papayasaft. Die Kellnerin, die das Getränk auf dem Tablett balancierte, erreichte ihren Tisch zur gleichen Zeit wie Yavuz.

„Bringen Sie mir ein alkoholfreies Bitburger.“ Er klang nicht unfreundlich, aber wie jemand, der gewohnt ist, klare Aufträge zu erteilen. Man merkte, dass er auch seiner Haltung nach immer noch im Dienst war. Rona überkam ein Gefühl, als müsse sie dem entgegenwirken und Yavuz auf eine Ebene ziehen, auf der auch private Dinge ihren Platz hatten. Sie musste ihn als Mensch erreichen.

„Bevor ich's vergesse“, begann sie in einem fast alltäglichen Modus, „du wolltest mir Pinars Telefonnummer geben.“

Seine Augenbrauen schoben sich ein wenig zusammen, doch er nickte und hielt im nächsten Moment Stift und Zettel in der Hand. Offensichtlich wusste er die Telefonnummer auswendig, denn er notierte sie, während er schon redete. „Das ist aber nicht Grund, weshalb du mich hierher bestellt hast.“

„Nein, natürlich nicht. – Besuchst du sie mal ab und zu, deine Schwester?“

„Ja sicher. Sie hat einen recht anständigen Mann und eine vierjährige Tochter, die einem den letzten Nerv rauben kann.“

Allein die Tatsache, dass Yavuz auf ihre Frage einging, beruhigte Rona und löste zugleich Erinnerungen aus. Ihr kam in den Sinn, was Pinar damals über ihren Bruder erzählte, in der Zeit, als er gegen seinen Vater rebellierte. Die Eltern hatten ihm gegenüber besonders hohe Erwartungen gehegt. Der Vater hatte sich in den Kopf gesetzt, ihn eines Tages als Richter zu sehen. In jedem Fall aber sollte sein Erstgeborener in Zukunft einen hohen Posten in der Justiz bekleiden. Doch das Jurastudium war etwas, das Yavuz geradezu verabscheute. Es lag ihm einfach nicht, sich stundenlang mit trockenen und umständlich formulierten Paragraphen zu

befassen, von denen viele nicht einmal sinnhaft erschienen, sondern vielmehr bürokratisch. Er brauchte den direkten Bezug zu etwas Praktischem und Greifbarem. Nun war er Polizist und hatte mit sehr handfesten Dingen zu tun. Irgendwie musste er es geschafft haben, sich durchzusetzen, was vielleicht auch daran lag, dass sein Beruf der Justiz sehr nahe stand. Darüber hinaus war er kein gewöhnlicher Verkehrspolizist, sondern ein Kriminal-Hauptkommissar, jemand, auf den ein Vater durchaus stolz sein konnte.

Etwas von dem Rebellischen musste ihm dennoch geblieben sein, die letzte Bastion, die ihn davon abhielt, mit allem konform zu gehen. Er gehörte sicher zu den Menschen, die einen Sachverhalt zunächst einmal nach gesundem Menschenverstand beurteilen und erst in zweiter Linie nach dem, was im juristischen Sinne korrekt ist. So schätzte Rona ihn ein, und sie hoffte inständig, dass sie sich nicht irrte.

Die Kellnerin brachte ihnen das Bier und die Tacos. Ohne diese Unterbrechung hätte Yavuz vielleicht noch mehr über familiäre Dinge geplaudert. Nun aber wurde er schnell wieder zum Polizisten, zu jemandem, der auf Zeugenaussagen erpicht ist.

„Rona, jetzt komm mal zur Sache. Willst du mir nicht einfach erzählen, worum es geht?“

–Ja, gut ... Aber zuerst musst du mir etwas versprechen. Was ich dir jetzt erzähle – ich möchte, dass du es für dich behältst, es sei denn, ich gebe dir vorher mein Einverständnis.“

„Das kann ich dir nicht versprechen.“ Die Antwort kam prompt und mit einem Unterton, der Erstaunen ausdrückte.

Rona seufzte. Sie hatte nicht damit gerechnet, schon im Vorfeld in eine Zwickmühle zu geraten. „Warum denn nicht?“

„Der Grund ist ziemlich einfach. Wenn ich Informationen zurückhalte, die für die Ermittlungen relevant sind, kann ich als Polizist einpacken.“

Am liebsten hätte Rona das Gespräch unter irgendeinem Vorwand abgebrochen. Doch ihr fiel keine Ausrede ein, die auch nur ansatzweise plausibel geklungen hätte. Sie durfte auf keinen Fall Yavuz' Misstrauen erwecken, und sie musste vermeiden, dass er sie ein zweites Mal offiziell als Zeugin vernahm. Sie riss sich zusammen und versuchte, ein

gedankliches Schlaglicht auf die Situation zu werfen. Yavuz hatte Spielregeln vorgegeben und gleichzeitig klargestellt, dass es nicht seine eigenen waren. Damit ließ er ihr immerhin einen kleinen Spielraum.

„Na gut, es sind auch keine Informationen, die ich dir gebe, sondern eher ... Gedankenanstöße – für die Ermittlungen.“

„Okay, ich höre.“

„Man sollte ja in verschiedene Richtungen denken – hab ich mal gehört. Ich meine, es könnte doch sein, dass bei diesem Mordanschlag nicht alles nach Plan verlaufen ist. Ich hab Sebastian Fehling ja gesehen, bevor das alles passierte. Und im Nachhinein ist mir aufgefallen, dass er vor allem durch sein T-Shirt zu erkennen war, zumindest von Weitem, du weißt schon, dieses leuchtend gelbe Anti-Atom-T-Shirt. Er war aber nicht der Einzige, der so etwas getragen hat. Es könnte doch sein ... natürlich ist es nicht zwingend so, aber diese Möglichkeit sollte man trotzdem einbeziehen ... dass der Mörder oder der Komplize ihn mit dem verwechselt hat, den sie eigentlich umbringen wollten.“

„Wie kommst du auf diesen absurden Gedanken?“

„Du findest ihn absurd? Na gut, dann vergiss ihn einfach.“

„Nein, nein, Moment. Von wem hast du diese Theorie?“

„Von niemandem.“ Sie biss sich auf die Lippe und wünschte, sie hätte besser geschwiegen. Ihre Lüge war zu durchsichtig.

„Am Telefon hast du eine Person erwähnt, um die es gehen soll. Kann es sein, dass diese Person zur Tatzeit in der *Urania* war, bekleidet mit einem gelben T-Shirt, und jetzt hat sie diese fixe Idee und glaubt, jemand will ihr an den Kragen?“

Dieses Mal nahm sich Rona Zeit, um ihre Worte abzuwägen. „Nehmen wir an, es wäre so – was ich nicht bestätigen kann –, aber angenommen, es gäbe diese Person und es gäbe außerdem stichhaltige Gründe für ihre Theorie, was würde die Polizei dann unternehmen, um die Person zu schützen?“

Yavuz lehnte sich zurück, legte den Kopf in den Nacken, sein Gesicht halb zur Decke gewandt, so als läge die Antwort in einer Luftschicht knapp oberhalb seiner Nase. Dann kehrte er zurück in die Niederung des

vor ihm stehenden Bierglases und nahm einen kräftigen Schluck. „Wenn es wirklich handfeste Indizien dafür gibt, dass sich dieser Mann in Lebensgefahr befindet, dann wird er natürlich unter Polizeischutz gestellt.“

Rona wagte, ein wenig aufzuatmen. „Das ist schon mal gut zu wissen.“

„Welche Indizien gibt es denn?“

„Na ja“, begann sie zögernd, „wie schon gesagt: Von Weitem sahen sie einander ähnlich, aber nicht nur wegen der T-Shirts ... auch wegen der Haare und ihrer Körpergröße.“

„Okay, was gibt es sonst noch für Anhaltspunkte?“

Er war nicht annähernd überzeugt von ihren Argumenten, das spürte sie deutlich. Ihr blieb kaum eine andere Wahl, als ihn mit all den vielen Details zu versorgen, die sich in seinem Kopf zu Bildern und Szenenabläufen zusammenfügen würden, und dann – so malte sie sich aus – sähe er bestimmt klar vor Augen, warum der Mann, dessen Identität sie geheim hielt, seine Unterstützung brauchte. Doch Yavuz schien auch das nicht auszureichen. Sie musste noch weiter gehen und über die anonymen E-Mails sprechen, auch wenn sie deren Hintergründe nicht kannte. Allmählich überkam sie ein ungutes Gefühl.

„Das wars“, bestimmte sie, wobei sie gerne noch resoluter geklungen hätte. „Mehr kann ich dir nicht sagen.“ Sie wäre am liebsten geflüchtet, Hals über Kopf. Doch das kam nicht in Frage. Es musste schon ein geordneter Rückzug sein. Sie entnahm ihrem Portmonee einen Zehn-Euro-Schein und schob ihn halb unter Yavuz' Bierdeckel. Die Tacos hatte sie nicht einmal angerührt. „Kannst du für mich zahlen? Es müssten knapp sieben Euro sein, den Rest kannst du behalten.“

„Halt, was soll das? Bleib hier, bitte. Jetzt bin ich an der Reihe.“

„An der Reihe? Womit?“

„Damit, dich über bestimmte Dinge aufzuklären.“

„O, das klingt bedrohlich“, kommentierte sie und glitt wie in Zeitlupe zurück auf die Sitzfläche. Die lateinamerikanische Musik, die den Raum mit kontinuierlich guter Laune erfüllte, empfand sie plötzlich als aufdringlich, unpassend.

„Das ist es auch. Dieser Mensch ist bedrohlich. Hör zu, ich weiß nicht, wie du ihm überhaupt begegnet bist, was er dir sonst noch erzählt hat und wie er es geschafft hat, dich derart um den Finger zu wickeln. Aber nach allem, was du mir geschildert hast, komme ich als Außenstehender zu dem Schluss, dass er einer der Männer ist, die wir suchen. Er ist der Komplize des Täters.“

„Was?! Das ist doch idiotisch!“

„Rona, ich bitte dich, vergiss mal für einen Moment, dass dieser Typ vielleicht unschuldig aussieht, dass er dir sympathisch ist und seine Story überzeugend klingt, und bitte, betrachte nur mal die Fakten: Er konnte das Opfer von seiner Position im Foyer aus genau beobachten, er hat sich versteckt, sobald seine Aufgabe erfüllt war, und er vermeidet den Kontakt mit der Polizei, obwohl er ein wichtiger Zeuge wäre. Ich bin sicher, das hat er auch dir eingebläut. Du sollst niemandem von ihm erzählen, am wenigsten der Polizei, hab ich Recht?“

Seine Worte erwischten sie kalt. Sie war nicht in der Lage, Yavuz' letzte Vermutung vehement zu leugnen, obwohl sie wusste, dass sie erheblich an Boden verlor, wenn sie es nicht tat. Doch ihre Sprachlosigkeit war nicht das, was sie am meisten beunruhigte. Es war vielmehr das Gefühl, dem Zweifel kaum etwas entgegenzusetzen zu können. Er sickerte tropfenweise in sie ein wie eine giftige Flüssigkeit, deren Wirkung man zu spät erkennt.

Yavuz betrachtete aufmerksam die Regungen in ihrem Gesicht. „Ich mach dir wirklich keinen Vorwurf“, fügt er hinzu. „Dass man sich täuscht und böse täuschen lässt, ist menschlich. Aber jetzt kommt es drauf an, dass du das Richtige tust. Sag mir einfach, wie er heißt, wo er sich jetzt aufhält und überlass uns alles Weitere. Oder – wir können es auch so machen, dass du ein Treffen zwischen ihm und mir arrangierst. Aber bitte sei vorsichtig. Er darf nicht ahnen, was sich dahinter verbirgt.“

Rona setzte sich kerzengerade auf. Etwas Widerstrebendes meldete sich in ihr zu Wort. „Du willst also, dass ich ihn ausliefere. Aber das kann ich nicht, selbst wenn ich es wollte.“

„Warum nicht?“

„Er ist abgereist, vor etwa zwei Stunden. Er müsste bald zuhause sein.“ Die Lüge glitt ihr erstaunlich ungeniert über die Lippen, und an Yavuz' Blick konnte sie ablesen, dass er sie geschluckt hatte.

„Wie wärs, wenn du ihn anrufst?“

„Ich hab seine Telefonnummer nicht.“

Yavuz stutzte und rieb sein Gesicht, kurz davor, sich die Haare zu raufen. „Gut, dann gib mir seinen Namen und seinen Wohnort. Ich versprech dir, er wird nicht erfahren, dass du uns geholfen hast.“

„Nein, ich werde nichts dergleichen tun“, sagte sie mit einer Bestimmtheit, die sie selbst überraschte. „Deine Methoden sind nicht fair. Es war trotzdem schön, dich wiederzusehen. Grüß Pinar von mir.“ Damit stand sie auf und verließ das Lokal, wobei sie mit einer knappen Bewegung die Kellnerin darauf hinwies, dass ihr Begleiter die Rechnung übernahm.

Der Zweifel hatte dennoch nicht aufgehört, an ihr zu nagen. Rona stapfte die Hauptstraße entlang und fragte sich, ob sie tatsächlich so naiv war, wie Yavuz ihr einzureden versuchte. In Jans Gegenwart war ihr zu keinem Zeitpunkt der Gedanke gekommen, dass er selbst in den Mord verstrickt sein könnte. Nichts an ihm wirkte falsch oder vorgespielt. Von außen betrachtet war es echte Freundschaft, die ihn mit Sebastian verbunden hatte. Die Trauer in seinen Augen, als er von dessen Tod erfuhr, die ihn ständig begleitende Todesangst, die Sorge darüber, ob sie den Schock gut überstehen würde – all dies hatte Rona wahrgenommen. Es war authentisch. Andererseits: Wer konnte das schon beurteilen? Vielleicht war Jan einfach nur ein sehr guter Schauspieler. Sie konnte es nicht ausschließen, so unwahrscheinlich es auch war.

Indessen schienen ihre Grübeleien keinen Einfluss auf ihre Füße zu haben, denn innerhalb der nächsten fünf Minuten gelangte sie im Eilschritt bis an die Mündung der Seitenstraße, deren Namen ihr Jan auf den Zettel geschrieben hatte. Sein Gepäck wartete in dem Hotel auf sie. Für eine Sekunde zögerte Rona, doch sie sah keinen Grund, den Plan nicht weiter zu verfolgen. Sollte sich herausstellen, dass Jan sie hinterging, konnte sie notfalls seinen Rucksack als Pfand gegen ihn einsetzen.

Auf dem Weg zurück zur Hauptstraße beschlich Rona das Gefühl, dass ihr jemand folgte.

Im Hotel war noch alles reibungslos verlaufen. Der junge Mann an der unscheinbaren Rezeption im ersten Stock eines Wohnhauses verlangte weder Ausweis noch die schriftliche Bestätigung. Vermutlich hätte er jedem, der danach fragte, Jans Rucksack über die Theke gereicht. Als Rona wieder ins Freie trat, streifte sie eine angenehm kühle Brise, und das in der Abendsonne flimmernde Blätterdach der Alleebäume wirkte wie ein großer, grüner Schutzschild. Doch je mehr sie beim Gehen das Gewicht in ihrem Rücken wahrnahm, desto deutlicher spürte sie, dass irgendetwas den Lauf der Dinge hemmte. Der Rucksack, er war zu verräterisch. Sie hatte vorher nicht daran gedacht. Ein Beobachter in Sichtweite des Hotels, falls es einen solchen gab, würde anhand dieses Gepäckstücks erkennen können, dass sie zu Jan gehörte, dass er ihr nur unbemerkt folgen musste, um zu wissen, wo Jan sich aufhielt.

Sie wandte den Kopf nur halb zur Seite und registrierte im Augenwinkel den Schattenwurf einer schnellen Bewegung. Sie hielt an, ging in die Hocke und gab vor, sich den Schuh zu binden, während sie versuchte, ihre ganze Aufmerksamkeit nach hinten zu lenken. Es war, als wüchsen ihr Sensoren im Hinterkopf. Sie spürte, dass jemand – vermutlich ein Mann – von irgendeinem Hauseingang auf der rechten Straßenseite zu ihr hinüber spähte. Immerhin war sie ihm gegenüber ein wenig im Vorteil, da sie von ihm wusste. Er dagegen ahnte sicher nichts von ihrer Entdeckung. Sie durfte diesen Vorteil nicht leichtfertig verspielen. Der Gedanke gab ihr Kraft. Sie hielt stoisch an ihm fest, auch als die erste Welle von Angst in ihr hochschwappte, von der Magengrube bis hinauf zum Hals. Ihr Kopf jedoch blieb klar.

In gemessenem Tempo schritt sie auf die U-Bahnhaltestelle zu und stieg die Treppen zu dem Bahnsteig hinunter, der eine Richtung anzeigte entgegengesetzt zu der, die sie normalerweise genommen hätte. Zuerst wagte sie kaum, ihren Blick auf etwas anderes zu richten als auf den Boden, den Schienenbereich und die Anzeigentafel. Diese gab an, dass die U-Bahn in zwei Minuten eintreffen würde – nur eine kurze Zeitspanne, so schoss es ihr durch den Kopf, gerade Zeit genug, um die neben ihr wartenden Personen unauffällig in Augenschein zu nehmen. Sie schlenderte den Bahnsteig entlang und zählte acht Personen, fünf Frauen

und drei Männer. Keiner von ihnen wirkte im besonderen Maße verdächtig. Andererseits gab es auch nichts, was sie auf den ersten Blick entlastet hätte. Rona versuchte sich einige ihrer Merkmale einzuprägen, kehrte zu ihrem Ausgangspunkt zurück und riskierte beim Einsteigen einen schnellen Blick zu den benachbarten Wagontüren. Nichts Ungewöhnliches fiel ihr auf.

Sie folgte keinem präzisen Plan, und so war es auch eher ein Impuls, der sie nach zwei Stationen aussteigen und die U-Bahnlinie wechseln ließ. In der Sekunde, als diese einfuhr, erregte etwas ihre Aufmerksamkeit, eine Bewegung schräg links von ihr, hinter einem Pfeiler. Sie konnte die männliche Gestalt nicht vollständig erkennen, doch es genügte ihr, einen Teil des anthrazitfarbenen Blazers mit weißem Rand an Kragen und Tasche zu sehen, ein Kleidungsstück, das ihr noch Minuten zuvor auf dem ersten Bahnsteig aufgefallen war. Ihr Herz pochte so heftig, dass sie das pulsierende Rauschen ihres eigenen Blutes von innen her hörte. Doch sie zwang sich, äußerlich ruhig zu bleiben und mit einem Ausdruck völliger Gleichgültigkeit in die Bahn zu steigen. Mit ihrem Blick durchstreifte sie wie zufällig den Innenraum des Wagens, und was sie entdeckte, räumte jeden Zweifel aus. Sie hatte sich nicht getäuscht. Der Mann in dem Blazer stand am anderen Ende des Wagens direkt neben der Tür, ausdruckslos und – genauso wie sie – alarmbereit.

Sie versuchte, sich zu orientieren. Die Gedanken rasten in ihrem Kopf, zu schnell, um ihnen zu folgen. Doch dann, plötzlich, geriet ein wichtiges Detail der U-Bahn-Verkehrsführung in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen. Ja, richtig, sie befand sich auf einem Teil der Strecke, wo zwei U-Bahn-Linien parallel zueinander verliefen. Die nächste Station war die letzte, bevor sich die Linien wieder voneinander entfernten, und die beiden Gleise lagen einander gegenüber, nur getrennt durch eine glatte, etwa zehn Meter breite Fläche.

Es kam so, wie sie gehofft hatte. Als die Bahn einfuhr, wartete die U 2 schon mit offenen Türen auf die umsteigenden Fahrgäste, die sofort darauf zuströmten. Rona dagegen zögerte den Moment ihres Absprungs so lange hinaus, bis das piepsende Signal einsetzte. Dann rannte sie los. Auf den glatten Fliesen wäre sie beinahe ausgerutscht, die Wagontür unmittelbar vor ihr war schon im Begriff, sich ruckartig zu schließen, doch ein aufmerksamer Fahrgast packte die Griffe und presste die beiden Türflügel

zwei Sekunden lang auseinander, so dass Rona im letzten Moment durch den Spalt in den Wagen schlüpfen konnte. Sie wandte sich um, noch außer Atem, und sah eine vereinzelt Gestalt, zurückgelassen auf der Fläche zwischen den beiden anfahrenden Zügen. Es war der Mann in dem Blazer. Er hatte nicht schnell genug reagiert. Die Spur zu ihr und damit zu Jan war abgerissen, und Rona spürte so etwas wie Triumph in sich aufsteigen.

Es war ein Triumph in zweifacher Hinsicht. Sie war nicht nur ihrem Verfolger entkommen, sondern besaß nun einen Beweis für Jans Unschuld und für seine Theorie. Yavuz hatte sich geirrt, so viel stand fest.

6. Kapitel

Jan spürte, wie ihm das Blut aus dem Kopf entwich und seine Beine an Festigkeit verloren. Er musste sich setzen.

„Bist du ganz sicher, dass dir der Typ nicht bis hierher gefolgt ist?“

„Ja, hundertprozentig. Wie gesagt, die U-Bahn ist ihm vor der Nase weggefahren.“

Dass die Täter in voller Mordabsicht nach ihm suchten, war bisher nur eine Theorie gewesen, die sich auch als gegenstandslos hätte herausstellen können. Die Verfolgungsjagd jedoch verwandelte das Hypothetische mit einem Schlag in brutale Gewissheit. Immerhin, sie zeigte ihm, dass er seiner Intuition vertrauen konnte. Er hatte richtig gehandelt, er war nicht paranoid, er musste nicht mehr überzeugen. Dennoch, allzu gerne hätte er Unrecht gehabt.

Es bedeutete außerdem, dass nicht nur er, sondern allmählich auch Rona ins Fadenkreuz der Täter geriet.

Sie schien sich dessen nicht bewusst zu sein, im Augenblick jedenfalls nicht. Sie musste völlig ausgehungert sein, denn sie fiel wie ein Raubtier über den Rest des Chili sin carne her, den Jan aus frischen Tomaten, Gewürzen und dem Inhalt von drei Konservendosen zusammengebraut hatte.

„O, du hast gekocht!“, rief sie begeistert aus, kaum dass sie die Küche betreten hatte.

„Es tut gut, etwas zu essen“, äußerte sie wenig später. Jan war froh, dass er zumindest für diesen Moment auch ihr etwas geben konnte.

„Was ist mit der Liste?“, fragte sie, nachdem ihr erster Hunger gestillt war und sie aus Appetit weiter aß. „Konntest du den Namen oder den Decknamen des Komplizen herausfinden?“

„Nein, noch nicht. Es ist eben sehr mühsam.“

„Mühsam“, das war noch untertrieben. Jan hatte versucht, jeden einzelnen der etwa 500 Namen auf der zwölfseitigen Liste nach einer Art

Ausschlussverfahren zu sortieren, wobei er das Internet durchkämmte, manchmal auch ohne Erfolg. Für diese Recherche hätte er neben viel Ausdauer und Nerven eigentlich drei Tage Zeit haben müssen.

Rona blätterte die Liste aufmerksam durch. „Was ist mit den sechs Namen, die du rot eingerahmt hast?“

„Sie sind auf besondere Art verdächtig“, erklärte Jan. „Die Angaben zu diesen Personen sind entweder lückenhaft oder auf andere Weise merkwürdig. ‚Joachim Ziemßen‘ zum Beispiel klingt eigentlich normal – allerdings nicht mehr, wenn man weiß, dass eine Romanfigur aus dem *Zauberberg* so heißt. Außerdem fehlt die Telefonnummer. Oder hier.“ Er deutete auf einen weiblichen Namen, Patrizia Dahlmann. „Diese Frau hat auch keine Telefonnummer angegeben, und ihre E-Mailadresse ist nicht ganz schlüssig.“ Die Adresse jdahlmann@t-online.de enthielt zwar ihren Nachnamen, doch das J stimmte nicht mit dem P von ‚Patrizia‘ überein.

„Verstehe.“ Rona ließ die Blätter neben den Teller sinken und starrte unvermittelt ins Leere.

„Was ist los?“

Sie schaute ihn direkt an, wobei ihre Gesichtszüge irgendwie entglitten. Übrig blieb ein Ausdruck kindlichen Entsetzens.

„Ich habe vorhin einen fatalen Fehler gemacht.“

„Du meinst, bei der Zeugenbefragung?“

„Ja. – Oder: nein. Später, im Gespräch mit Yavuz.“

„Wer ist Yavuz?“

Jan befürchtete das Schlimmste. Es dauerte eine Weile, bevor er begriff, was Rona ihm – etwas unzusammenhängend – zu berichten versuchte. Doch das Gesamtbild wirkte auf ihn weniger erschreckend als zuvor die Puzzleteile. Er musste die verschiedenen Aspekte nur richtig einsortieren: Als offizielle Zeugin hatte sich Rona zurückgehalten, er tauchte im Protokoll gar nicht auf – das war gut. Der Hauptkommissar hielt ihn für den Komplizen – das war schlecht. Sie hatte seine Identität auch im Zweiergespräch nicht preisgegeben – das war gut. Wahrscheinlich würde Yavuz Okan so lange nicht ruhen, bis er ihn gefunden hatte – das war schlecht. Die Polizei ahnte zur Zeit aber nicht, dass Rona ihn

versteckte – das war gut. Das bot ihm zumindest für die nächsten Stunden ein wenig Sicherheit.

„Könnte ich diese Nacht noch hier bleiben und auf dem Sofa schlafen?“, fragte er. „Dein Kommissar glaubt ja, ich sei abgereist. Bis morgen wird er hier bestimmt nicht suchen und diese Killer erst recht nicht.“

Rona nickte ein wenig erstaunt und hielt dann inne. „Du kannst bleiben, aber nur, wenn du mir die ganze Geschichte erzählst. Was haben die anonymen E-Mails zu bedeuten? Welches heiße Eisen hast du angefasst?“

Sie machten es sich im Wohnzimmer gemütlich. Rona hatte Kaffee aufgebraut. Sie meinte, das sei notwendig, sonst fiel sie auf der Stelle in Tiefschlaf. Dann durchwühlte sie ihren Küchenschrank nach brauchbarer Nervennahrung, was immerhin eine angebrochene Tafel Schokolade und eine Packung Kekse ans Licht – das schummrige Wohnzimmerlicht – beförderte. Jan versank in der Mulde des plüschigen Sessels und genoss zum ersten Mal an diesem Tag einen Augenblick der Ruhe. Der ganze Raum schien den Rhythmus seines Atems aufzunehmen. Die nächtliche Stille, die Abgeschlossenheit des Zimmers, dessen Fenster in den dunklen Hinterhof lugten, alles war wie ein einziges Durchatmen.

„Warte, zum Wachbleiben brauch ich außerdem Musik.“ Rona kramte die CD von Patti Smith aus ihrer Handtasche und schob sie in die Musikanlage. „Ich hab diese CD durch halb Berlin getragen. Mal hören, ob sie auch etwas taugt.“

Es erklang ein Song, den Jan noch nicht kannte. Die Stimme von Patti Smith, erhaben und lodernd, bohrte sich wie ein Pfeil durch die schalldichten Dämme, die normalerweise den alltäglichen Verlauf der Dinge vom Irrsinn dieser Welt abschirmen.

Jan beschloss, seinen Bericht mit dem zu beginnen, was auch für ihn den Anfang eines Prozesses markierte: Vor knapp fünf Jahren erreichte ihn die Nachricht von einem Beinah-Super-GAU im schwedischen Forsmark wie ein schriller Weckruf. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ihn auf fachlicher Ebene kaum etwas anderes interessiert als das besondere Ökosystem des

Wattenmeers und die Vielfalt der darin lebenden Vögel. Es war auch eher Zufall, dass er mit dieser Nachricht in Berührung kam. Sobald er jedoch begriffen hatte, wie knapp Europa im Sommer 2006 einer riesigen Katastrophe entgangen war, ließ ihm die Geschichte keine Ruhe mehr: Der Atommeiler war 20 Minuten lang außer Kontrolle geraten, und nur durch das außergewöhnliche Engagement eines Technikers konnte der Super-GAU verhindert werden, fast im letzten Augenblick. Es fehlten genau genommen nur sieben Minuten bis zur Katastrophe. Was Jan besonders aufgewühlt hatte, war die Tatsache, dass so etwas Gewöhnliches wie ein Stromausfall damals eine fatale Kette technischer Missgeschicke auslöste und dass die zuständige Mannschaft nur deshalb rettend eingreifen konnte, weil sie den Mut aufbrachte, Vorschriften zu verletzen. Wie labil und monströs muss eine Technik sein, die nicht mal im Zaum zu halten ist, wenn sich Menschen den Vorschriften gemäß verhalten? Diese und viele andere Fragen hatten Jan dazu gebracht, sich mit der Materie eingehender zu beschäftigen.

„Mit Greenpeace nahm ich zuerst Kontakt auf, denn sie haben sehr gute Experten im Bereich der Reaktorsicherheit. Und wie der Zufall es wollte, passierte genau in dieser Zeit – im Herbst 2007 – ein Unfall im AKW Krümmel. Du erinnerst dich vielleicht, es ging damals durch die Presse: Ein Transformator im Betriebsgelände fing Feuer. Vattenfall versuchte natürlich, den Vorfall herunterzuspielen. Sie vermittelten den Eindruck, als wäre das alles völlig harmlos gewesen, angeblich hatte der Brand überhaupt keinen Einfluss auf den Betrieb im Reaktor selbst. Das war eine glatte Lüge, wie sich später herausstellte. Greenpeace hat dies im Nachhinein aufgedeckt und öffentlich angeprangert. Ohne Insider-Informationen allerdings wären sie dazu nicht in der Lage gewesen. Kurz nach dem Brand im AKW hat sich nämlich jemand von der Betriebsmannschaft bei ihnen gemeldet, natürlich erst mal anonym. Er wurde von Greenpeace zu einem vertraulichen Treffen überredet. Irgendwie kam es dazu – eigentlich unglaublich – aber bestimmte Umstände führten dazu, dass ich an diesem Treffen teilnehmen konnte, für mich ein echter Glücksfall. Plötzlich saß ich einem sogenannten Whistle-Blower gegenüber, einem Menschen, der sich einfach aus moralischen Gründen gezwungen sieht, Brisantes an die Öffentlichkeit zu bringen, obwohl er es nach internen Regeln nicht dürfte. Es ist ganz selten, dass jemand, der nicht in Rente ist, sondern immer noch dort arbeitet, diesen

Mut aufbringen kann. Er muss ja befürchten, seinen Job zu verlieren, sobald sein Arbeitgeber auch nur den Verdacht schöpft, er könne etwas mit den Enthüllungen zu tun haben. Ich hab den größten Respekt vor solchen Menschen. Und es war ungeheuer spannend, mit diesem Mann zu reden. Du musst erst mal sein Vertrauen gewinnen und ihm plausibel machen, warum es auch dir schaden würde, seine Identität preiszugeben. Du solltest nicht hart verhandeln, wenn es um seine Bedingungen geht. Wir haben auch ziemlich schnell akzeptiert, dass wir die Informationsquelle als solche nicht einmal andeutungsweise erwähnen. Niemand sollte auf die Idee kommen, dass sich Greenpeace überhaupt auf einen Insider berufen konnte. Im Gegenzug hat er aber Dinge ausgepackt, die einfach unglaublich sind. Schlampereien ohne Ende, Leute aus der Bedienungsmannschaft, die sich gegenseitig anschreien, während schon der Rauch in die Zentrale dringt ...“

„Bitte entschuldige“, warf Rona ein. Sie konnte kaum noch ihre Augen offen halten. „Das klingt ja alles sehr spannend, aber wie ...wie hängt das jetzt mit den anonymen E-Mails zusammen?“

„Sorry, ich hab eben zu weit ausgeholt. Aber dieses Interview nimmt für mich eine Schlüsselrolle ein. Danach schrieb ich für Greenpeace einen Artikel, und zwar auf der Grundlage dieser Informationen. Ich habe sie so aufbereitet, dass möglichst jeder Leser verstehen konnte, wie der Unfall in Krümmel abgelaufen war und welche Gefahren zu welchem Zeitpunkt bestanden. Ich bekam viel Lob dafür. Es hieß, ich hätte die Gabe, beim Schreiben komplizierte Sachverhalte auf den Punkt zu bringen und das Ganze wie einen Krimi zu verpacken.“

„Wow, was für ein Kompliment.“

„Allerdings. Ob es wirklich stimmt, sei mal dahingestellt. Es hat mich jedenfalls dazu gebracht, ein bestimmtes Projekt in Angriff zu nehmen. Ich beschloss, ein populärwissenschaftliches Sachbuch zu schreiben. Es gibt natürlich etliche Bücher über das Thema Atomkraft, doch sie enthalten selten so konkrete Insider-Berichte. Darin liegt aber die Brisanz, verstehst du? Wenn es dann auch noch ansprechend geschrieben ist, dann kann es auf politischer Ebene wie Sprengstoff wirken.“

„Jetzt versteh ich langsam. Du willst den Finger in die Wunde legen. Hast du denn noch andere Insider gesprochen?“

„Ja, das letzte Treffen hat vor sieben oder acht Monaten stattgefunden. Ich hab jemanden interviewt – diesmal einen Rentner –, der die beiden Reaktor-Blöcke von Biblis sehr gut kennt. Nur ein paar Wochen danach bekam ich die erste anonyme E-Mail. Mein Buchprojekt wurde darin nicht erwähnt, aber für mich lag auf der Hand, dass der Verfasser darauf anspielte.“

„Was hat er denn geschrieben?“

„An den genauen Wortlaut kann ich mich nicht mehr erinnern, aber der Inhalt war immer ähnlich. ‚Hör auf mit den Schnüffeleien, sonst wirst du es bereuen.‘ – sowas in der Art.“

„Meine Güte, das klingt ja schon nach Mafia-Methoden.“

„Ja, genau das war mein erster Gedanke. Aber dann sagte ich mir, da will dich jemand einschüchtern mit ziemlich plumpen Worten, und genau deshalb solltest du es ignorieren.“

Ihr Blick ruhte auf ihm, ein seltsam eindringlicher Blick. Dann schälte sich Rona aus der Umarmung der Sofakissen, wobei sie ihren Rücken in einer aufrechten Haltung streckte, mit den Händen auf die Sitzfläche gestützt. Sie schien sich mit der Energie eines Marathonläufers gegen die Müdigkeit zu stemmen.

„Du denkst also, dass dieser E-Mailschreiber zu dem Kreis von Leuten gehört, die dich verfolgen. Und diese Leute wurden irgendwie auf dich aufmerksam, weil du in Sachen herumstocherst, die für sie brenzlich werden könnten.“

„Genau.“

„Aber du recherchierst schon seit vier Jahren für dein Buch, ist das richtig?“

„Ja, das kommt ungefähr hin.“

„Dann versteh ich nicht, warum du erst vor einem halben Jahr diese Warnungen bekommen hast. Warum haben sie nicht früher damit angefangen?“

„Ja, das ist eine gute Frage. Es gibt zwei mögliche Erklärungen dafür. Entweder – und das halte ich für recht wahrscheinlich – ich bin ihnen erst

da aufgefallen durch den Kontakt zu dem Biblis-Kenner. – Du musst wissen, damals, der Insider von Krümmel hat dafür gesorgt, dass unser Treffen absolut geheim blieb. Er hat Vorkehrungen getroffen, die man sonst nur aus Agentenfilmen kennt, denn er befürchtete – wohl ganz zu Recht –, jemand aus seiner Branche könne ihn ausspionieren.“

„Und der Experte aus Biblis hat das nicht getan?“

„Nein, er war ziemlich entspannt, hat mich sogar in seiner Wohnung empfangen.“

„Ja, das klingt plausibel. Und was ist die zweite Erklärung?“

„Na ja, die ist ein wenig komplexer. Es könnte sein, dass die bisherigen Enthüllungen in den Augen der Betreiber noch harmlos sind im Vergleich zu dem, was ich über Biblis erfahren habe.“

Jan hätte noch lange über die speziellen Gefahren dieser Uralt-Meiler reden können, angefangen bei der Tatsache, dass kein anderes deutsches Atomkraftwerk dem Super-GAU so nah gekommen war wie im Herbst 1987 der Block A in Biblis. Deutschland schrammte damals ebenfalls um Haaresbreite an einer nuklearen Verseuchung vorbei. Sie hätte die Katastrophe von Tschernobyl, die nicht lange zurücklag, noch in den Schatten gestellt. Zu dem Skandal gehörte auch, dass die Behörden den gravierenden Zwischenfall verschwiegen. Erst ein Jahr später gelangten diese Ereignisse durch den Artikel einer amerikanischen Fachzeitschrift ans Licht der deutschen Öffentlichkeit. Jan hätte hinzufügen können, was im Sommer 2005 geschah. Ein Gewitter verursachte damals in Block B eine Kette technisch fehlerhafter Vorgänge. Wäre auch nur ein Missgeschick hinzugekommen, hätte man eine Kernschmelze nur schwer aufhalten können.

Doch dazu kam er nicht mehr. Rona war in dem Moment eingeschlafen, in dem Jan zu seiner Erläuterung ausholte.

Behutsam schaltete er Musik und Anlage aus und griff ein wenig gedankenverloren nach der CD-Hülle, die oben auflag. Es war die typisch improvisierte Hülle einer selbst gebrannten CD. Irgendetwas an den handschriftlichen Lettern erregte plötzlich seine Aufmerksamkeit. Es war der Name: „Patti Smith“ oder genauer gesagt der Vorname: Patti. Die Erinnerung überschüttete ihn wie ein jäher Regenguss. Mit einem Mal

sah er sie vor sich, die exzentrische, hochintelligente junge Frau, seine damalige Zimmernachbarin, seine quirlige Mitpatientin, die er vor etwa drei Jahren im Krankenhaus kennengelernt hatte. Sie nannte sich ebenfalls „Patti“ oder „Patty“. Für die Ärzte und einige Schwestern war sie nur eines gewesen, nämlich die aufmüpfige „Frau Dahlmann“, ja, so hieß sie mit Nachnamen. Warum nur hatte Jan das bedeutende Puzzleteil nicht schon vorher erkannt? Sie stand auf der Liste – vermutlich stand sie dort – und zwar als „Patrizia Dahlmann“.

Nur zehn Minuten später weckte er Rona. Es gelang ihm tatsächlich, indem er mit der CD-Hülle wedelnd mehrmals erklärte, der Name Patti sei von Patricia oder Patrizia abzuleiten, und er wisse jetzt, welche Person hinter dem wirklichen Namen stecke. Er sei als Deckname verwendet worden, so viel stehe fest. „Wenn die richtige Patty am Kongress teilgenommen hätte, wäre mir das sicher nicht entgangen. Sie ist einfach zu auffällig.“

Rona tauchte nur allmählich aus der Schlaftrunkenheit auf, doch schließlich begriff sie, was Jan ihr erklärte – das Ergebnis seiner schnellen Recherche:

„Man könnte denken, dass es mehrere Frauen gibt, die Patrizia Dahlmann heißen, aber bei der Telekom gibt es deutschlandweit keine Eintragung zu diesem Namen. Die Einladung zum Kongress wurde an eine Essener Adresse geschickt. Deshalb nehme ich an, dass die Komplizin, also die Person, die sich für Patty ausgegeben hat, auch dort wohnt, in Essen – vielleicht die Mutter oder eine Schwester mit dem gleichen Nachnamen. Das ließe sich vor Ort sicher herausfinden. Aber ich glaube, ich werde mehr erfahren, wenn ich erst mal mit Patty rede. Sie wohnt garantiert in Hamburg. Ihre Telefonnummer ist nur nicht registriert. Außerdem: Als ich den Namen ‚*Patty Dahlmann*‘ bei Google eingegeben hab, bin ich auf etwas Interessantes gestoßen. Hier, schau's dir an.“

Jan betätigte zwei Tasten am Computer, worauf die Internetseite in Sekundenschnelle auf dem Bildschirm erschien. Sie zeigte den Artikel einer Hamburger Lokalzeitung, den Bericht über eine Anti-Atom-Demonstration im Schanzenviertel. Jan deutete auf einen Satz im letzten Abschnitt des Textes: ‚*Die junge Patty Dahlmann fand mit ihrer dreiköpfigen Band die passenden Töne zu der fröhlich-aufbegehrenden Stimmung.*‘

„Du siehst, sie ist in der Hamburger Anti-Atom-Szene aktiv“, kommentierte er. „Hier steht auch, welche Gruppe die Demo organisiert hat. Wenn ich morgen zu diesen Leute Kontakt aufnehme, kann ich Pattys Adresse sicher schnell herausfinden.“

„Und dann wirst du sie einfach besuchen?“

„Ja klar, ich werde sie mit der ganzen Geschichte konfrontieren. Sie kann mir garantiert erzählen, wer hinter dieser E-Mail-Adresse steckt – hinter *jdahlmann*.“

Rona setzte sich gerade auf, so kerzengerade, wie das in ihrem plüschigem Sofa eben möglich war. Alle Müdigkeit schien mit einem Schlag von ihr gewichen zu sein.

„Ich komme mit“, sagte sie unvermittelt.

„Bist du sicher?“

„Ja, ganz sicher. Als Laiendetektiv kannst du bestimmt noch eine Assistentin gebrauchen, oder nicht?“

„Ja schon, aber ...“

„Nein, bitte. Versuch nicht, mich davon abzuhalten.“

7. Kapitel

Plötzlich war er in ihrem Kopf, füllte ihn gänzlich aus, ein schriller, ungeduldiger Ton, unterbrochen von kurzen oder etwas längeren Zäsuren – der Ton ihrer Türklingel. Noch halb in Trance schälte sie sich aus dem Bett, griff nach ihrem Bademantel, suchte umständlich nach den Eingängen der Ärmel und stellte währenddessen fest, dass sich Jan anscheinend nicht mehr in der Wohnung aufhielt, weder auf dem Sofa noch im Badezimmer oder der Küche. Die Gläser, Becher und Teller auf der Abtropffläche neben dem Spülbecken hatten in der Nacht noch auf dem Beistelltisch im Wohnzimmer gestanden. Sie zeugten von Jans Ordnungssinn, doch dass er sie einfach ohne jede Erklärung alleine ließ, war nicht besonders anständig, so fand sie. Vielleicht war er sogar – entgegen ihrer Verabredung – von der Bildfläche verschwunden. Den Zettel auf dem Küchentisch bemerkte Rona nicht sofort, obwohl sie ihn gesehen hatte. Er kam ihr erst verzögert in den Sinn. Dort hatte etwas gelegen, vielleicht war es wichtig, so dachte sie im Flur. Doch dann klopfte es so heftig an der Wohnungstür, dass ihr der Impuls, noch einmal nachzuschauen, augenblicklich entglitt.

„Rona, mach auf, ich weiß, dass du da bist!“ Sie kannte die Männerstimme, es war Yavuz. Sobald sie nur einen Spalt der Tür geöffnet hatte, stürmte er in die Wohnung, gefolgt von einem jungen Kollegen in Uniform. Rona flüchtete in die Küche, und es blieb ihr gerade Zeit genug, das Blatt mit Jans Handschrift ungelesen in der Tasche ihres Bademantels verschwinden zu lassen.

„Wo ist Jan Berthold?!“ – Dass sein vollständiger Name ausgesprochen wurde, verhieß nichts Gutes.

„Ich weiß nicht. Woher soll ich das wissen?“

„Weil er nicht in Hamburg ist“, erwiderte Yavuz, und mit seinem Auftreten beherrschte er die Türschwelle zur Küche und von da aus ihre ganze Wohnung.

„Dann ist er eben woanders. Was zum Teufel hat das mit mir zu tun?!“

„Das weißt du ganz genau. Er ist bei dir untergekommen.“

„Siehst du etwa irgendjemanden, der hier untergekommen ist?“, fragte sie schnippisch und entdeckte fast im gleichen Moment durch einen Blick ins Wohnzimmer, dass der Schreibtisch im Gegensatz zur Küche alles andere als aufgeräumt wirkte. War das möglich? Hatte Jan die zwölf Blätter der Teilnehmerliste tatsächlich dort liegen lassen? Es blieb ihr keine Zeit, dem Verdacht sofort nachzugehen, denn sie musste irgendwie eingreifen und handeln, bevor es zu spät war.

„Vielleicht hat er sich ja versteckt“, tönte Yavuz mit einem halben, provozierenden Grinsen. Er forderte seinen Kollegen auf, jeden Winkel der Wohnung zu durchsuchen, einschließlich der Schränke, womit er Rona ein passendes Stichwort lieferte.

„Das dürft ihr gar nicht“, hielt sie ihm tapfer entgegen und schritt an Yavuz vorbei ins Wohnzimmer. Für eine Sekunde konnte sie den Schreibtisch unbemerkt ins Visier nehmen und stellte fest, dass ein Bildband über Russland die Blätter zum größten Teil verdeckte, doch einige mit Namen und E-Mail-Adressen beschriftete Ecken lugten noch verräterisch darunter hervor.

„Ihr dürft hier gar nicht rumschnüffeln, solange ihr keinen Durchsuchungsbeschluss vorweisen könnt.“

„Hast du eine Ahnung, was wir alles können.“ Es klang grobschlächtig, auf eine billige Art auftrumpfend und anders als das, was sie von Yavuz kannte. Aber Ronas Ohren waren geschult. Unterhalb des dick aufgetragenen Gestus hörte sie seine Wut und eine leichte Unsicherheit. Ja, er war unglaublich wütend auf sie und gleichzeitig wusste er, dass ihn dies noch längst nicht dazu berechtigte, so unverhohlen in ihre Privatsphäre einzudringen. Rona ließ sich auf den Schreibtischstuhl fallen, mit dem Rücken zur Arbeitsfläche und in gebührendem Abstand zu dieser, damit ihre Absicht, die Papiere zu verdecken, nicht allzu offensichtlich wurde. Ihr Schlagabtausch mit Yavuz war beendet. Vorerst bedurfte es keiner weiteren Argumente. Es reichte aus, dass sie demonstrativ die Arme verschränkte und ihn mit vorwurfsvollen Blicken traktierte.

Gleich würde der kleine Suchtrupp wieder verschwinden, so dachte sie, und damit hätten sie und Jan wieder Zeit gewonnen. Doch war dies wirklich ein Gewinn? Yavuz würde nach wie vor glauben, dass Jan in den Mord verwickelt sei. Er hatte ja keine Ahnung von den eigentlichen

Tätern und deren Methoden, ihnen beiden aufzulauern. Rona wurde es erst in diesem Moment bewusst. Irgendwie musste ihr gelingen, Yavuz von der Verfolgungsjagd zu berichten, ohne ihm zu verraten, was danach passiert war.

„Du glaubst, ich hab dich belogen, oder?“, so begann sie, in der Hoffnung, dass ihre Stimme nicht kippte und sie womöglich verriet. „Ein bisschen hab ich geschwindelt, aber nur in einem Punkt.“

„Und der wäre?“ Yavuz lugte ungläubig hinter dem Türrahmen hervor. Seinem Kollegen hatte er bereits zugeraunt, es habe keinen Sinn, noch weiter zu suchen.

„Als ich sagte, Jan wäre schon abgereist, befand er sich noch in Berlin. Er hat am Bahnhof auf mich gewartet. Ich hatte ihm versprochen, sein Gepäck im Hotel abzuholen, er selbst traute sich nicht dorthin.“

Wie zu erwarten löste Rona mit ihrem scheinbaren Geständnis ein Sturm bohrender Fragen aus, der sie – erstaunlich genug – nicht aus der Ruhe brachte. Ohne Details zu nennen, die auf den Ort des Hotels hingewiesen hätten, versuchte sie, ihre Irrfahrt im U-Bahn-Netz dennoch so exakt wie möglich zu schildern und fügte ihr Fazit hinzu. „Dieser Beobachter hat mich verfolgt, um Jan auf die Spur zu kommen. Wenn das kein klarer Beweis für seine Unschuld ist, dann weiß ich auch nicht.“

Yavuz, nun wieder der alte, sensiblere Yavuz, ließ den Blick auf ihr ruhen, nachdenklich und beredt zugleich, und es dauerte zwei Sekunden, bevor er etwas erwiderte. Er stellte ihr nur zwei Fragen: „Hast du am Anfang den Mann im Hauseingang tatsächlich gesehen?“ und „Hast du gesehen, dass der Mann im Blazer wirklich hinter dir her rannte, als du zum Schluss umgestiegen bist?“ – Beides musste sie verneinen.

„Es tut mir leid, dir das sagen zu müssen, aber es lässt sich keinesfalls belegen, dass dir jemand gefolgt ist. Es ist eben nur eine Annahme.“

„Aber es war dieselbe Person, die zur gleichen Zeit wie ich in die verschiedenen U-Bahnen gestiegen ist. Das kann doch kein Zufall gewesen sein.“

„Doch, das kann es. Du glaubst nicht, wie viele Zufälle es gibt.“

Sie schwieg, verwirrt, enttäuscht und auf eine nicht zu greifende Art verletzt.

Die beiden Männer waren bereits in den Hausflur getreten, als Yavuz noch einmal zurückkehrte. „Pass auf, was du tust“, sagte er ernst. Der wütende Unterton war längst verschwunden, seine Eindringlichkeit blieb jedoch. „Wenn du ihn vor uns warnst oder sonst irgendwie hilfst, behinderst du die Ermittlungen. Du machst dich strafbar. Du kannst im äußersten Fall sogar wegen Mithilfe belangt werden. Denk daran.“

Rona reagierte nicht. Sie verharrte in ihrer Position auf dem Schreibtischstuhl, auch nachdem er die Tür hinter sich ins Schloss gezogen hatte. In ihrem Innern jedoch tobte es. Sie konnte es nicht fassen. Wie war es möglich, dass sich ein besonnener Polizist wie Yavuz derart in eine fixe Idee verrannte und damit einen Unschuldigen jagte? Er schreckte nicht einmal davor zurück, ihr, der damals besten Freundin seiner Schwester, mit Strafverfolgung zu drohen – und alles nur zu dem Zweck, Jan in die Finger zu kriegen.

Jan! Sie hoffte inständig, dass er sich weiterhin frei bewegte, wo immer das auch war. Sie griff in die Tasche ihres Bademantels, da ihr der Zettel wieder einfiel. *„Guten Morgen, bin gleich wieder zurück. Hab mir Deinen Schlüssel ausgeliehen – ich will Dich nicht wach klingeln. Bis gleich, Jan.“* Auf das untere Viertel des Blattes hatte er ein lachendes Smily und ein paar dampfende Brötchen gekritzelt. Falls er nicht ausgerechnet zur gleichen Zeit wie Yavuz das Treppenhaus benutzte oder an der Haustür auf ihn stieß, würde er gleich zurückkehren. Der Gedanke durchströmte sie wie ein wohltuendes Elixier. Nachdem sie geduscht hatte, kam sie allerdings erneut ins Grübeln, denn ihrem Gefühl nach ließ Jan zu lange auf sich warten. Vielleicht war er Yavuz doch in die Arme gelaufen oder er hatte angefangen, ihr gegenüber misstrauisch zu werden. Allein die Präsenz von zwei Polizisten – falls er sie bemerkt hatte – konnte ihn zu der Frage führen, warum die Mordkommission glaubte, er sei immer noch in Berlin, und zwar in ihrer Wohnung. Es war ihr selbst ein Rätsel, wie Yavuz Jans Identität so schnell hatte ermitteln können. War das möglich, nur aufgrund ihrer spärlichen Angaben? Rona versuchte, sich zu konzentrieren und ließ das Gespräch vom Vorabend nochmal im Detail Revue passieren. Jan hatte am Kongress teilgenommen und er sah Sebastian Fehling aus der Ferne ähnlich. Bereits diese, ihre ersten

Hinweise gegenüber Yavuz waren aufschlussreicher als vieles, was dem noch hätte folgen können. Seinen Wohnort hatte sie mit keiner Silbe preisgegeben, dafür aber die ungefähre Reisezeit dorthin. „Er ist abgereist, vor etwa zwei Stunden“, hatte sie gesagt und dann fataler Weise hinzugefügt: „Er müsste bald zuhause sein.“ Yavuz hatte daraus sicher geschlussfolgert, dass Jan in einer Stadt wohnte, die von Berlin aus in höchstens drei Stunden zu erreichen war. Damit hatte er die Zahl der möglichen Zielorte erheblich eingrenzen können. Er war zweifelsohne ein gewiefter Polizist, und sie hätte ihm nie etwas anvertrauen dürfen, ohne vorher gründlich nachzudenken.

Dann hörte sie die Drehung des Schlüssels in der Wohnungstür. Sie war beklommen und beschwingt zugleich, was dazu führte, dass sie auf Jan, der den Flur mit einer Tüte Brötchen und einer kleinen, blühenden Topfpflanze betrat, recht aufgekratzt wirkte. Sie verhaspelte sich mehrmals in dem Bemühen, von dem zu erzählen – und am liebsten von allem gleichzeitig –, was in der letzten halben Stunden sowohl in der Wohnung als auch in ihrem Kopf vorgegangen war.

Jan begriff schnell, und er zog seine eigenen, ganz pragmatischen Schlüsse. „Wenn sie mich hier vergeblich gesucht haben, dann werden sie nicht so schnell auf die Idee kommen, nochmal hier vorbeizuschauen. Das heißt, wir können in Ruhe frühstücken, packen und dann aufbrechen.“

8. Kapitel

Das Ungeheuerliche, das in der Forsmarker Atomanlage geschehen war, genauso wie das, was dort glücklicherweise verhindert wurde, lag knapp fünf Jahre zurück, eine Zeitspanne, die man je nach Betrachtungsweise als kurz oder lang empfinden konnte. Für Rona war der Sommer 2006 weit entfernt, da er im Rückblick auf ihr Leben zu einer anderen Ära gehörte. Sie lebte damals noch in einer Beziehung und hatte erst Monate zuvor mit ihrer selbstständigen Tätigkeit als Dolmetscherin begonnen. Andererseits waren fünf Jahre kurz genug, um sich an bestimmte Katastrophen erinnern zu können. Den Terroranschlag vom 11. September 2001 würde sie niemals vergessen, egal wie lange das Ereignis zurücklag. Was sich jedoch am 27. Juli 2006 abgespielt hatte, war gründlich aus ihrem Gedächtnis verschwunden. Sie wusste nicht einmal, ob die Nachricht von einem gerade so abgewendeten Super-GAU in Schweden damals überhaupt zu ihr vorgedrungen war. In der deutschen Presse war der Vorgang in Forsmark nicht besonders breitgetreten worden, so dass auch Jan erst im Nachhinein und eher durch Zufall davon erfuhr. Es war gespenstisch, nicht nur das Ereignis an sich, so fand Rona, sondern die Tatsache, dass sich die reale Gefahr, die von ihm ausging, nirgendwo adäquat widerspiegelte, weder in der Medienlandschaft noch in der Politik und auch nicht in dem, was man kollektives Bewusstsein nennt.

Trotzdem hatte in den letzten Jahren so etwas wie ein Bewusstseinswandel eingesetzt. Rona konnte ihn an sich selbst erkennen. Dass Atomkraftwerke auf irgendeine Weise riskant waren und deshalb nicht besonders Vertrauen erweckend, wusste sie im Grunde seit der Schulzeit. Doch bis vor anderthalb Jahren hatte das Thema nur am äußersten Rand ihres Bewusstseins ein kümmerliches Dasein geführt, weit genug von ihr entfernt, um größtenteils ausgeblendet zu werden. Dann, im September 2009, kam die Auseinandersetzung mit der Atomkraft, oder vielmehr die Empörung über diese Technik, wie ein buntes, volksfestartiges Treiben auf sie zu. Eigentlich hatte sie damals – es war ein spätsommerlicher Samstag – in der Nähe des Alexanderplatzes ein paar Einkäufe erledigen wollen. Aber als sie kurz vor dem Hauptbahnhof von der S-Bahn aus die sich versammelnden Menschenmassen sah, hatte sie spontan beschlossen, auszusteigen und für eine halbe Stunde dem

Schauspiel beizuwohnen. Es dauerte nicht lange, bis sie ihren Tagesplan verwarf, denn was um sie herum auf dem Bahnhofsvorplatz geschah, war ansteckend. Ganz unterschiedliche Menschen fieberten dem großen Demonstrationszug entgegen, den sie selbst in den nächsten Minuten bilden würden. Sie hatten eine Vielfalt von Schildern, Fahnen und Transparenten mitgebracht, um diesen auf ihre Weise zu schmücken. Slogans wie ‚mal richtig abschalten‘ und ‚kerngesund? Wir sind nicht blind‘ waren darauf zu lesen, und nachgebildete Ortsschilder von Biblis oder Gundremmingen zeugten davon, dass einige der Gruppen quer durch die Republik gereist waren, um in der Hauptstadt so eindrucksvoll wie seit Jahrzehnten nicht mehr gegen die Nutzung der Atomenergie zu demonstrieren. Vor allem waren sie zahlreich, und ständig strömten noch Menschen hinzu. Plötzlich befand sich Rona mitten im Geschehen. Ein hoch aufgewachsener Mann mit einem Drei-Tage-Bart drückte ihr aufmunternd ein Schild in die Hand. „Schenk ich dir“, sagte er kurz, bevor er sich weiter durch die Menge drängte. Ronas verblüfftes „Dankeschön“ schien er schon nicht mehr zu hören. Auf dem handgefertigten Schild stand in leicht verwackelter Schönschrift nur ein Satz: *Unsere Kinder wollen lachen, nicht strahlen*. Rona stutzte. Eigentlich, so fand sie, war sie mit gerade mal 28 Jahren zu jung, um von einer fremden Person als Mutter eingeordnet zu werden. Dann fiel ihr ein, dass es durchaus Mütter in ihrem Alter gab, und so beschloss sie einfach, stellvertretend für diese während der Demonstration das Schild zu halten.

Der Zug setzte sich langsam in Bewegung, über eine Brücke hinweg und entlang der parallel zur Spree verlaufenden Straße in Richtung des Regierungsviertels. Von der höchsten Stelle des Brückenbogens aus konnte Rona das breite, aus unzähligen Einzelpersonen geknüpft Band bis zur Spitze überblicken. Es war überwältigend lang und trotz der lachenden Vielfalt majestätisch wie ein gemächlich dahinfließender unaufhaltsamer Strom. Sie selbst war Teil dieses Stroms, und auf einmal erkannte sie die eigentliche Tragweite des Slogans auf ihrem Schild: „Unsere Kinder“, das waren die Kinder aller, die hier zusammenkamen, und darüber hinaus die gesamte nachfolgende Generation.

Seit diesem Tag hatte Rona ein neues Kapitel in dem Buch aufgeschlagen, das man politisches Bewusstsein nennen könnte. Sie verfolgte die Nachrichten mit einem neu erwachten Interesse, wechselte ihren Stromanbieter und bedauerte, dass sie nicht an der Menschenkette

zwischen Brunsbüttel und Krümmel teilnehmen konnte – ein geradezu historisches Ereignis, da es erstmalig mehr als 120 000 gegen Atomkraft protestierende Menschen auf die Straße brachte. Die Vorgänge in der deutschen Politik und Wirtschaft machten sie indessen sprachlos. Als besonders unverfroren empfand sie, was ein halbes Jahr später geschah: Die Energiekonzerne drückten mit Hilfe massiver Lobbyarbeit und einem ‚Atomdeal‘ im Hinterzimmer der Kanzlerin satte Laufzeitverlängerungen für ihre Atomkraftwerke durch.

Als sich das Erdbeben und der Tsunami in Japan ereigneten und in Folge dessen der Beginn des Super-Gaus in Fukushima, war Rona tief getroffen und entschlossen, erneut auf die Straße zu gehen, aber sie gehörte nicht zu den Menschen, deren Weltsicht völlig zusammenbrach, weil sie an die Beherrschbarkeit der Atomtechnik geglaubt hatten.

Dennoch, sie kannte nur die Oberfläche. In der Logik der Welt an der Oberfläche war es eigentlich undenkbar, dass in einem zivilisiertem Land wie Deutschland ein unbescholtener Mann ermordet werden sollte, und zwar nur, weil er ein brisantes Sachbuch herausbringen wollte. Aber die unterirdischen Strömungen, von denen Rona nichts wusste, konnten das Gebäude dieser Logik vielleicht zum Einstürzen bringen.

Etwas Ähnliches hatte auch Sebastian angedeutet – mehr als einmal. Allerdings ließ er solche Bemerkungen eher am Rande und in Nebensätzen fallen, weshalb Rona sie überhört hatte. Wie viel mochte ihr überhaupt entgangen sein von dem, was Sebastian beschäftigte? Sie hatte geglaubt, ihn besser als andere zu kennen, weil sie so viel von ihm spürte, so viel von seinen Ängsten, seinem Wunsch, Großes zu erschaffen, von seinen inneren Antriebskräften, die ihn manchmal überforderten, wodurch zeitweise sein Bedürfnis hervortrat, sich augenblicklich auf eine Insel zurückzuziehen oder nachts in einer Bar zu versacken. Vielleicht war das ein Irrtum gewesen. Eines jedoch hatte sie ohne jeden Zweifel gespürt: Die Leidenschaft, mit der er das verfolgte, was er als seine Aufgabe erkannt hatte. Auch bei Jan, als dieser von seinem Buchprojekt erzählte, hatte sie jene Leidenschaft aufblitzen sehen, die Unbedingtheit, mit der er etwas Bestimmtes vorantrieb, über alle Widrigkeiten hinweg. Es waren nicht seine äußeren Merkmale, die Rona unweigerlich an Sebastian denken ließen – zumal die beiden Männer von ihren Gesichtszügen her einander gar nicht ähnlich sahen –, sondern die besondere Energie, die er

ausstrahlte, während er von seinem Buch sprach. Es hatte sie angerührt, getroffen. Auf einmal wusste sie, warum Sebastian sie derart angezogen hatte, warum es ihr so schwergefallen war, die Distanz zu ihm einzuhalten, die er wortlos von ihr gefordert hatte. Es war wegen dieser Energie. Bei Jan nahm sie das Leuchten und die Flüchtigkeit eines Funken an, bei Sebastian dagegen war sie oft wie ein sprühendes Feuer zum Vorschein gekommen.

Und diese seltsame, von ihm gewählte Distanz? Manchmal, wenn auch nur in beruflichen Zusammenhängen, hatte sie sich aufgelöst. Wenn Rona bei einem Vortrag in Frankreich neben ihm am Rednerpult gestanden und für alle hörbar seine Worte auf Französisch wiederholt hatte, wenn sie dabei dem Rhythmus seiner Sprache, seines Atems und seiner noch unausgesprochenen Sätze so dicht gefolgt war, dass sie mit ihm auf der gleichen Welle schwamm, dann empfand sie eine unbeschreibliche Nähe zu ihm, und sie wünschte, dieser Zustand möge niemals aufhören.

Sie hatte kaum darüber nachgedacht, ob es richtig und vernünftig war, auf der Spur der Täter Jan nach Hamburg zu begleiten. Nur für eine Sekunde hatte sie ihre Termine gedanklich überschlagen – ihr nächster Auftrag, ein weiterer Kongress in Berlin, lag ganze zwei Wochen vor ihr, alle anderen Termine ließen sich verschieben –, dann hatte sie spontan entschieden. Für sie gab es in dem Moment keine Alternativen, oder zumindest keine, die ihr das Gefühl hätte nehmen können, nichts als ein Opfer zu sein. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, dass jemand, der die Liebe ihres Lebens vernichtet hatte, ungehindert durch die großen Schlupflöcher der offiziellen Ermittlungen spazierte, während sie selbst untätig bliebe.

All dies wurde ihr erst bewusst, nachdem sie bereits in Hamburg angekommen war.

Sie hatte mit Jan vereinbart, dass ihr sein Zimmer als Bleibe dienen sollte, während er – um der Polizei zu entgehen – bei einem Freund Unterschlupf suchte. Das Zimmer, das er leicht entschuldigend als winzig beschrieb, befand sich in der fünften Etage eines sechsstöckigen Studentenwohnheims in Eppendorf. In seiner WG, so versicherte Jan, lasse man sich gegenseitig viel gewähren. Das stimmte nur zum Teil. Er

hatte wohl nicht mit dem Aufruhr gerechnet, den seine Abwesenheit verursachen würde.

Rona hatte die Wohnung kaum betreten, als sie in der Gemeinschaftsküche mit seiner Mitbewohnerin Beatrice in eine lebhafte Diskussion geriet.

„Was soll das, was hat er uns hier eingebrockt?“, rief die junge Studentin, sobald sie begriff, dass Rona in gewisser Hinsicht seine Abgesandte war. „Die Polizei klingelt uns aus dem Bett, um sieben Uhr morgens. Ich denke noch, das ist ein schlechter Scherz. Das muss 'ne Verwechslung sein. Wir werden hier rumgescheucht, in der eignen Wohnung, und alles nur wegen Jan. Um sieben Uhr morgens wirst du angepampt von so einem Heini in Uniform. Weißt du, wie das ist? Ich solle mit der Sprache rausrücken, wo sich Jan Berthold versteckt hält. Wirklich ätzend. Als ob ich das wüsste! Nichts weiß ich. Jan hält's ja nicht mal für nötig, uns die ganze Chose persönlich zu erklären. Er hat dich ja vorgeschickt, und ich bin gespannt auf die Begründung.“

Es dauerte eine Weile bis Rona der aufgebracht Studentin begrifflich machen konnte, dass Jan völlig zu Unrecht von der Polizei gesucht wurde, dass er vielleicht sogar in Lebensgefahr schwebte und sich nur deshalb nicht gemeldet hatte, weil er den möglichen Abhörpraktiken der Polizei entgehen wollte. Beatrice ließ sich einerseits beschwichtigen, andererseits auch nicht.

„Bist du sicher, dass er nicht nur rumfantasiert? – Ist das euer Ernst, ihr wollt Detektiv spielen? – Mir wär das zu gefährlich. – Das klingt alles echt gruselig, wirklich krass.“ Das Letzte sagte sie eher zu sich selbst, und es zeigte, dass sie Rona endlich glaubte.

Wenig später konnte Rona die Zimmertür hinter sich schließen, heilfroh, endlich alleine zu sein. Jan hatte nicht übertreiben, der Raum war tatsächlich winzig, kaum größer als eine Abstellkammer. Die auf Sitzhöhe angebrachte Matratze eines französischen Bettes füllte mehr als die Hälfte der Zimmerfläche aus und ließ damit gerade genug Platz für einen länglichen Schreibtisch, einen Drehstuhl und den Ausfallwinkel der Tür. Dennoch wirkte der Raum nicht beengend, sondern hell. Das Blütenweiß der Wände und der spärlichen Einrichtung ließen das Tageslicht zur vollen Entfaltung kommen.

Obwohl sie todmüde war, die Erschöpfung regelrecht in den Knochen spürte, beschloss Rona, zuerst alles zu erledigen, worum Jan sie gebeten hatte, erst dann würde sie sich in aller Ruhe auf der Matratze ausstrecken. Oberhalb des Bettes entdeckte sie schnell die eingelassenen Türen eines Wandschranks. Sie stellte ein paar Kleidungsstücke für Jan zusammen. Anschließend glitt sie in den leicht verschlissenen Schreibtischstuhl, worauf sie dem Flachbildschirm direkt gegenüber saß. Sie fuhr den Computer hoch, und nachdem sie einige Dateien auf einen Stick übertragen hatte, stellte sie die Verbindung zum Internet her und rief über Thunderbird Jans E-Mails ab. Nur die Namen der Absender sollte sie aufschreiben, ohne die E-Mails zu öffnen. Aber dann fiel ihr eine noch ungelesene E-Mail auf, die keinen namentlichen Absender erkennen ließ. Ihre Neugier, der Reiz des Geheimnisvollen, Gespenstischen gewann die Oberhand. Mit angehaltenem Atem ließ Rona den Cursor für eine Sekunde über der Zeile schweben, bevor sie die Maus betätigte. Auf der weißen Fläche sprang ihr in balkenartigen Lettern nur ein Satz entgegen: *„Dies ist die letzte Warnung.“* Rona starrte sekundenlang auf die fünf wie eingestanzte wirkenden Wörter. Sie musste sich mit Willenskraft von ihnen losreißen, um deren Sog zu entgehen. Diese Warnung war nicht für sie bestimmt und für Jan bestätigte sie im Grunde nur das, was er ohnehin schon wusste. Der Satz verlor die Kraft des Schreckens, den er verbreiten sollte, und enthüllte für Rona im gleichen Moment die dahinter stehende Geisteshaltung. Es erschien ihr, als verschmelze er plötzlich mit den Mördern zu einer einzigen bösen, abgrundtief bösen Gestalt, zu etwas, das man nur hassen konnte. Es war ein starkes Gefühl, das sie in der Form noch nicht kannte, sie hatte nicht geglaubt, dass sie es jemals bei sich entdecken und sogar begrüßen würde: Das Gefühl von Rachsucht – wenn man es so nennen wollte. Alles schien sich darin zu bündeln: ihr Schmerz über Sebastians Tod, ihre Verstörtheit, ihre maßlose Wut und der Drang, sich über einen Zustand zu erheben, in dem man nur ausgeliefert ist. *Ich werde das vernichten, was ihn vernichtet hat*, dachte sie und wurde auf einmal innerlich ruhig.

Am Abend erreichte sie eine SMS von Jan: *„Morgen um 12:00 h Treffen bei Patty, im Hinterhof, 1. Stock.“* Dann folgte eine Adresse und ein PS: *„Ich benutze ein geliehenes Handy, bitte nicht auf Mailbox sprechen.“*

Sie schrieb zurück: ‚Bin morgen um 5 vor 12 vor dem Eingang zum Hinterhof. Lass uns dort treffen, okay?‘

Nur Sekunden später bestätigte Jan: ‚Alles klar. Patty weiß nichts von unsrem Besuch. Bin gespannt. Bis morgen.‘

9. Kapitel

Es war ein altes, großzügiges Backsteinhaus im Schanzenviertel, das sich hinter Pattys Adresse verbarg. Vier Namen – darunter auch Dahlmann – standen auf einem der Klingelschilder vor dem Eingang des Gebäudeteils im Hinterhof. Auch Patty lebte also in einer WG. Doch ihre Wohnverhältnisse hätten kaum einen krasserem Gegensatz zu Jans Zimmer bilden können. Schon das Treppenhaus wirkte eher wie der vernachlässigte Aufgang zu einer Lagerhalle und weniger einem Wohnhaus zugehörig. Neben der eisernen Tür im ersten Stock befand sich keine Klingel, weshalb Jan gegen die von Kratzern übersäte Metallfläche klopfte, ein Mal und kurz darauf ein zweites Mal. Er war aufgeregt. Das enthüllte sein flatternder Blick, den er Rona zuwarf. Ihr erging es nicht viel besser, doch Jan zuliebe bemühte sie sich, den Anschein von Gelassenheit zu wahren.

Dann öffnete sich die Tür und ein junger Mann mit dickrandiger Brille und einem ausgewaschenen Tour-T-Shirt von *Queensryche* prüfte sie mit sachkundigem Blick. „Hi, ihr wollt bestimmt zu Carlos ...“

„Nein, zu Patty“, warf Jan schnell ein.

Der Brillenträger begutachtete sie erneut in einem Anflug von Verwunderung. „Hey, Patty, du hast Besuch!“, rief er über die Schulter, bevor er nach links über eine Mansardentreppe und eine schmale Galerie in das darüber liegende Stockwerk verschwand.

„Komm rein!“ Die junge, recht forsch klingende Frauenstimme kam irgendwo aus dem Innern des atelierartigen Raums, den Jan und Rona nun betraten. Im ersten Moment fiel es ihnen nicht leicht, sich inmitten zusammengewürfelter Möbelstücke zurechtzufinden. Ein seltsames Tasteninstrument war das Erste, woran ihr Blick hängen blieb. Vermutlich war es ein Fundstück aus dem Sperrmüll. Es ähnelte einem kleinen Flügel, nur die Klaviatur befand sich auf der geraden Längsseite. In gleicher Höhe zu ihm und im rechten Winkel zu den aufstrebenden Fenstern mit Holzrahmen befand sich eine heruntergezogene Leinwand, ihr gegenüber ein ausgedientes Sofa und einige Stühle. In ihrer Anordnung verströmten sie noch das Flair eines zurückliegenden privaten Kinoabends, was jedoch

stark verblasste angesichts des würzigen Geruchs von Essen, der in der Luft hing. Geleitet von ihrer Nase ließ Rona den Blick durch den hinteren Teil des Raumes schweifen bis sie entdeckte, woher der Geruch kam: Drei große, dampfende Töpfe standen scheinbar mitten im Raum. Erst beim genaueren Hinsehen erkannte sie, dass sich dort, ein paar Meter hinter dem Tasteninstrument eine Art Küchenelement befand, bestehend aus einem alten Gasherd, dem unteren Teil einer Küchenzeile aus den sechziger Jahren und einem Kühlschrank. Rona bewegte sich in dessen Richtung, passierte die Leinwand und bekam erst dann, links vom Küchenbereich, Patty zu Gesicht. Sie saß halb über eine Gitarre gebeugt an einem großen Holztisch, vor sich noch die Reste ihres Frühstücks. Wie eine besonders exzentrische Frau wirkte sie nicht. Auffallend waren nur ihre pechschwarzen Haare und die strengen Linien ihres Pagenschnitts im Stile der zwanziger Jahre, weswegen man sie eher für nostalgisch hätte halten können.

„Hallo. Dein neuer Haarschnitt gefällt mir“, sagte Jan in einem erstaunlich lässigen Tonfall und so, als habe er nur Tage zuvor das letzte Mal mit ihr geredet.

„Willst du mich verarschen?“, konterte sie. „Ich trag meine Haare seit mindestens zwei Jahren so.“

„Okay, wir haben uns lange nicht gesehen. Ich meine, es wär 2008 gewesen, also vor drei Jahren.“

„Im Ernst? Es kommt mir so vor, als wär mir dein Gesicht erst letzte Woche über den Weg gelaufen, aber frag mich nicht wo.“

„Wir kennen uns aus dem Krankenhaus.“

„Ja klar, jetzt weiß ich's wieder. ‚Jan‘, so heißt du doch, oder?“

„Bingo, ins Schwarze getroffen.“

Patty schlug dreimal spontan mit der rechten Hand über die Saiten ihrer Gitarre, worauf der harte Klang des wiederholten Akkords wie eine Fanfare emporschnellte. Dabei durchkreuzte ein Grinsen ihr Gesicht, ein seltsamer Anblick, so fand Rona. Es wirkte nicht unauthentisch und trotzdem irgendwie fremdartig. Einen Moment später erkannte sie auch, warum. Wenn Patty lächelte, tat sie es offenbar mit allen Partien ihres Gesichtes – nur nicht mit ihren Augen. Diese blieben überschattet und bar

jeder Illusion. Trotz ihrer Jugendlichkeit sah Patty aus wie jemand, der zu früh und zu ausgiebig in die Abgründe der Welt geschaut hatte.

„Und wer ist das? Deine Freundin?“

Rona beeilte sich, an Jans Stelle zu antworten. „Nein, ich bin nur *eine*, nicht *die* Freundin.“

„Alles klar, ich heiß Patty und du?“

„Rona.“

„Cool, der Name gefällt mir.“

„Kommt von Veronika.“

„Ja, die Originalnamen sind oft langweilig. Brauchst nur meinen zu nehmen: Patrizia. Wer will denn schon so heißen?“

Etwas in der hinteren rechten Ecke des Raums bewegte sich, eine Tür wurde geöffnet. Ein Mann schlurfte in den Küchenbereich und beugte sich geschäftig über die kleine Emaillewanne neben dem Spülbecken an der hinteren Wand.

„Das ist Waldemar“, kommentierte Patty. „So heißt er wirklich. Das ist so altmodisch, dass es schon wieder cool ist. Also, die berühmte Ausnahme.“

Der bärtige Mitvierziger mit dem Ansatz zu einem Schmerbauch nickte den drei Augenpaaren am Tisch freundlich zu, während er eine Reihe blank gespülter Marmeladengläser aus der Wanne fischte und neben den Töpfen auf der Küchenzeile aufstellte.

„Ist das Euer Mittagessen?“, fragte ihn Jan mit einer Kinnbewegung zum Herd.

„O nein.“ Waldemar schmunzelte. „Das ist Brotaufstrich, aus Kichererbsen und aus zwei Sorten Linsen. Alles vegan. Wollt ihr mal probieren?“

„Ja, warum nicht?“

Mit überraschender Behändigkeit wirbelte er um die Töpfe herum und präsentierte nur Sekunden später einen Teller mit sechs dicht bestrichenen Brotkanten. Rona hatte nicht damit gerechnet, dass ihr die Pasten so gut

schmecken würden. Aber sie waren hervorragend. Waldemar hätte mit ihnen jedem Fünf-Sterne-Koch das Wasser reichen können. Patty schien ihr das Geschmackserlebnis vom Gesicht abzulesen. „Es geht fast jedem so, der es probiert. Wir verkaufen das Zeug auf dem Markt in Altona. Inzwischen wird es uns aus den Händen gerissen.“

Rona bedachte Jan mit einen Seitenblick, und als er ihn erwiderte, wusste sie, dass er etwas Ähnliches dachte wie sie: Es war Zeit, zum Wesentlichen zu kommen. Sie hätten sich noch stundenlang in der lockeren Atmosphäre ihrer Gastgeber aufhalten können, ohne mit nur einer Silbe zu erwähnen, warum sie gekommen waren. Doch es half nichts. Sie mussten ihre Recherchen vorantreiben, denn wer wusste schon, ob am Ende nicht doch ein paar vergeudete oder hinzugewonnene Minuten eine entscheidende Rolle spielen würden.

„Sag mal, warst du eigentlich beim Tschernobyl-Kongress?“

Jan hatte versucht, es beiläufig klingen zu lassen, was ihm jedoch nicht ganz gelang.

Patty stutzte. „Nein, ich hab gehört, dass es so was gegeben hat. Aber wenn zu viel gelabert wird, krieg ich Gähnanfälle. Ich bin eher auf Aktionen gepolt ... Warum fragst du?“

Jan stieß die Luft hörbar aus, bevor er dazu übergang, die Katze aus dem Sack zu lassen. „Jemand hat sich unter deinem Namen zu dem Kongress angemeldet.“

„Krass. Aber warum? Was hat die Person davon?“

„Vielleicht hast du aus der Presse mitbekommen, dass am letzten Kongresstag ein Mord stattgefunden hat, und zwar auf offener Straße direkt vor dem Gebäude, der *Urania*. Das Opfer war ein junger Referent. Er wurde von einem Audi überfahren.“

Pattys Augen begannen, sich noch mehr zu verdüstern. „Ja ... Und?“

„Der Mörder ist schwer zu fassen, und die Polizei sucht jetzt verstärkt nach dem Komplizen. Es ist ziemlich wahrscheinlich, dass er oder sie am Kongress teilgenommen hat ...“

„Jetzt versteh ich. Du willst über mich rausfinden, wer hinter meinem Namen steckt, weil du glaubst, es handle sich um den Komplizen.“

„Ich nehme es an, ja. Es wäre eine Möglichkeit.“

Auf einmal war es still im Raum. Die dezent klappernden und gluckernden Geräusche aus dem Küchenbereich waren verstummt. Waldemar hatte aufgehört, die warme, noch dickflüssige Masse aus den Töpfen in die Einmachgläser zu füllen. Seine gespitzten Ohren verrieten Rona, dass Jan kurz davor war, in ein Wespennest zu stechen.

„Ich hab die Teilnehmerliste mitgebracht“, fügte Jan hinzu, während er umständlich in seiner Tasche zu kramen begann. „Hinter dem Namen ‚Patrizia Dahlmann‘ steht eine Essener Postanschrift und eine merkwürdige E-Mail-Adresse.“

Er hatte kaum den Satz beendet, als Patty in die Höhe schoss, ihre Gitarre auf die Holzbank neben sich absob, blitzschnell die Seite des Tisches wechselte und Jan über die Schulter spähte. Inzwischen hatte er die entsprechende Seite der Liste aufgeschlagen und deutete mit dem Finger auf die rot umrandete Zeile. Und dann schrie Patty auf, als wäre sie von einer Furie angefallen worden. Ihr schmaler, mädchenhafter Körper schien der unfassbaren Wut kaum gewachsen zu sein. Er bebte, stockte und zitterte auf eine wenig befreiende Art, so lange, bis Patty mit den Fäusten wiederholt gegen die Rückseite der Leinwand schlug so wie gegen eine verriegelte Tür oder einen Sandsack. Der robuste Stoff gab nach, schlug Wellen, wobei er das Geräusch eines entfernten Donners nachahmte, und er blieb unversehrt. In Patty schien sich dennoch etwas entladen zu haben, ihre Bewegungen kamen wieder in Fluss. Sie riss zwei Fensterflügel auf, griff unter die Tischplatte und öffnete eine Schublade, während sie mit der anderen Hand Feuerzeug und eine Zigarette hervorholte. Dabei warf sie Waldemar einen Blick zu als wolle sie sagen: ‚Tut mir leid, das muss jetzt sein, morgen bin ich wieder abstinent.‘ Sie rauchte auf den Hinterhof starrend und mit dem Rücken zu Jan und Rona gewandt. Sie brauchte diesen Augenblick des Leerlaufs. Waldemar gab dies mit einer Handbewegung zu verstehen, und so warteten sie ab.

„Okay“, ließ Patty verlauten, während sie den Zigarettenstummel auf der äußeren Fensterbalustrade ausdrückte. Es war nur ein Wort, aber es markierte einen Wendepunkt anstelle von Sätzen, die sie ebenfalls hätte sagen können, Sätze wie: ‚Ihr habt in eine Wunde reingestochen, aber ich bin bereit, sie mir anzuschauen.‘ oder: ‚Die Wahrheit kann wehtun, aber es ist eben die Wahrheit und nichts führt dran vorbei.‘

Sie setzte sich wieder an den Tisch und fing an, das zu offenbaren, was sie als Wahrheit definierte. Sie tat es in einem Gestus scheinbarer Sachlichkeit und ähnelte darin einer Nachrichtensprecherin, außer dass ihre Stimme noch eintöniger wirkte. „Die E-Mail-Adresse dort ist die von meinem Vater, auch die Anschrift. Er wohnt in Essen. Ich hab seit zwei Jahren nicht mehr mit ihm gesprochen. Wisst ihr warum? Er ist Manager bei REV, dem Energiekonzern, was schon schlimm genug ist. Aber 2008 ist er völlig abgedreht, und zwar ganz ohne Drogen. Das ist echt die grässlichste Art abzudrehen, ich sag's Euch. Natürlich hat er den Wahnsinn nicht alleine fabriziert, sondern zusammen mit der ganzen Riege von Managern und dem Vorstand von REV. Und eigentlich hat es schon früher angefangen, aber ich hab erst 2008 davon erfahren. Sie sind zu 49 Prozent in ein bulgarisches Projekt eingestiegen, in den Bau eines Atomkraftwerks auf Erdbebengebiet. Es gibt ne kleine Umweltorganisation, die das besonders heftig kritisiert hat. Sie hat immer wieder klar gemacht, wie hirnerbrannt die ganze Geschichte ist, nicht nur die Erdbebengefahr – die ist ja schon krass genug –, auch die Konstruktion, der Reaktortyp und dass er überhaupt nicht auf starke Erdbeben ausgelegt ist, all das, und dazu noch die Korruption in Bulgarien, die Schlampereien am Rohbau. Und was ich besonders schlimm finde: Eine Umweltaktivistin da vor Ort in Belene hat Morddrohungen erhalten, worauf Greenpeace ihr einen Bodygard finanziert hat. Zum Glück. Er hat ihr zweimal das Leben gerettet, das müsst ihr euch mal vorstellen. Ich hab meinen Vater damals konfrontiert, es gab einen riesen Krach und dann war Schluss. Er kann mir echt gestohlen bleiben mit seinen mörderischen Geschäften.“

„Na ja“, warf Waldemar ein, „fairerweise muss man dazusagen, dass dein Vater über diese Mordanschläge genauso entsetzt war wie du.“

„Ja, ich weiß. Aber darum geht es gar nicht. Entscheidend ist doch, dass REV sich mit der bulgarischen Atommafia eingelassen hat, die wiederum mit der russischen Atommafia eng verquickt ist, und wenn dann Mord und Totschlag ins Spiel kommen, tun sie so, als fielen sie aus allen Wolken.“

„Is' schon klar“, gab er beschwichtigend zurück, „ich wollt's nur erwähnen.“

Patty bedachte ihn mit einem längeren Blick, der zwischen Wohlwollen und Skepsis hin- und herschwankte.

„Der Streitpunkt zwischen meinem Vater und mir war jedenfalls noch anders gelagert“, fuhr Patty fort, wieder zu Jan und Rona gewandt. „Er wollte mir praktisch verbieten, vor dem Kundenzentrum von REV zu protestieren. Im März 2009 gab's so eine Aktion von ‚urgewald‘, dieser Umweltorganisation. An einem bestimmten Tag wurden parallele Kundengebungen vor den Filialen von REV abgehalten und zwar insgesamt in sechzig deutschen Städten. Meistens sind da nur 'ne Handvoll Menschen zusammengekommen, und trotzdem hat es langfristig gesehen was bewirkt. REV hat sich irgendwann aus dem bulgarischen Geschäft zurückgezogen. Wenn die Presse schlecht über sie schreibt, fangen sie an, sich Gedanken zu machen. Das ist ein empfindlicher Punkt bei ihnen. Mein Vater hatte damals panische Angst, dass die Berichte über REV noch viel schlechter werden könnten, wenn herauskäme, dass seine eigene Tochter bei den Protesten mitmischt. Er hat schon die Schlagzeilen vor sich gesehen: ‚Manager-Tochter enthüllt Machenschaften von REV.‘ Ich frag mich heute immer noch, wie er glauben konnte, ich würde mir von ihm etwas vorschreiben lassen – ausgerechnet in diesem Punkt. Er hat überhaupt nichts kapiert!“ Patty griff missmutig nach ihrer Gitarre und flüchtete sich in das Klangspiel leicht angezupfter Töne und Akkorde. Ihre Geschichte schien damit abgeschlossen zu sein.

Jan beugte sich vor, mit den Ellbogen auf die Tischplatte gestützt. „Glaubst du, die Loyalität deines Vaters gegenüber seiner Firma könnte so weit gehen, dass er notfalls einen Mord in Auftrag geben würde?“

Mit einem kaum hörbaren Seufzer legte Patty die Arme über den Korpus ihres Instruments, wobei sie ihre Hände schlaff herunterhängen ließ. Als sie zu reden ansetzte, klang sie zehn Jahre älter und wie jemand, der die Phase bitterster Enttäuschung bereits hinter sich gelassen hat. „Ich weiß nicht ... Ehrlich gesagt, ich glaub es nicht. Er ist kein schlechter Mensch, auch wenn es sich so anhört ... Aber wer weiß. Dieses kranke System kann Menschen so verändern, dass sie eigentlich nur noch kotzen könnten, wenn sie den Mut hätten, in den Spiegel zu schauen ... Ihr solltet ihm jedenfalls auf den Zahn fühlen. Schließlich hat er übel rumgetrickst, um da jemanden in den Kongress einzuschleusen. Irgendwas wird er

damit bezweckt haben, vielleicht nicht grad einen Mord, aber verdächtig ist es schon.“

„Ja, allerdings. Es ist nur ...“ Jan zögerte. „Wir brauchen dafür deine Hilfe ...“

„Vergiss es!“ Patty ließ ihre Gitarre erneut links liegen, stapfte geradewegs auf die Küchenzeile zu und fing an, Waldemar geräuschvoll beim Auskratzen der Töpfe zu helfen.

„Hey, Patty, warte, bitte lass mich zu Ende erklären.“ Jan postierte sich auf die hintere Seite der Küchenzeile, ihr genau gegenüber. „Wir können unmöglich in die Geschäftsstelle von REV hineinspazieren und sagen: ‚Wir wollen unbedingt mit Herrn Dahlmann sprechen, weil wir glauben, er könnte in einen Mordfall verwickelt sein.‘ Die werden uns hochkant wieder rausschmeißen.“

„Nein, ich würd's etwas diplomatischer angehen“, entgegnete sie spitz.

„Sehr witzig.– Du weißt genau, wie ich das meine.“

„Was ist eigentlich mit der Polizei?“, fiel Waldemar ein. „Die sind doch für so etwas zuständig.“

„Die Polizei kannst du vergessen. Die ermitteln in eine ganz andere Richtung und sind völlig unzugänglich für andere Hinweise.“ Es klang endgültig und beinah so, als hätte sich Jan die Sätze im Vorfeld zurechtgelegt. Er ließ keinen Spielraum für weitergehende Erklärungen. Und auf einmal wusste Rona, dass er überhaupt nicht vorhatte, Patty in den brisantesten Teil seiner Geschichte einzuweißen. Solange sie nicht eingriff, würde er dieser jungen, im Grunde sehr verletzbaren Frau verschweigen, worum es bei all dem eigentlich ging: Um den Schutz seines eigenen Lebens.

Rona beobachtete ihren Schlagabtausch noch zwei Minuten länger, dann wagte sie einen Vorstoß: „Ich finde, sie sollte alles wissen ... Hey, Jan.“ Da ihr im ersten Moment niemand zuhörte, wiederholte sie den Satz, nun etwas lauter, worauf Jan sie anstarrte, als habe sie chinesisch geredet. „Bitte entschuldige, aber es ist sehr viel, was wir von Patty verlangen. Deshalb denke ich, sie hat ein Recht darauf, die ganze Geschichte zu erfahren.“

Ihre Worte schienen bei Jan Fürchterliches anzurichten, und Rona wünschte, sie wären ihr niemals über die Lippen gekommen. Sein abgeschlagener Blick taumelte umher wie ein Irrlicht. Dann sah er zu Patty hinüber und erkannte, dass es durchaus Gründe gab, Ronas Vorschlag zu folgen. Während ihres gesamten Gesprächs hatte sich Pattys Gesicht kein einziges Mal so aufgeschlossen gezeigt wie jetzt. Es wirkte fast so, als hätte sich der düstere Vorhang vor ihren Augen für einen winzigen Moment gehoben.

„Okay“, lenkte er ein, während er sich zurück an den Tisch begab, „Du bist an der Reihe. Erzähl du es ihr.“

Unsicher darüber, an welcher Stelle sie den Faden aufgreifen sollte, hielt sich Rona schließlich an den chronologischen Ablauf der Ereignisse, und zwar so, wie sie ihr begegnet waren. Ausgehend von dem Mord auf der Straße schilderte sie ihre sonderbare Begegnung mit Jan, wobei sie erstaunt feststellte, dass sie nichts davon vergessen hatte, keinen einzigen Augenblick. Alle Argumente, mit denen Jan versucht hatte, ihr seine Lage begreiflich zu machen, konnte sie präzise wiedergeben. Auf welche Weise er in den folgenden Stunden ins Visier der Kriminalpolizei geraten war und welche Rolle die anonymen E-Mails bei all dem spielten, konnte Rona nicht ganz so stringent wiedergeben. Aber sie hatte eine aufmerksame Zuhörerin. Patty begriff schnell. Das Erste, wonach sie fragte, nachdem Rona geendet hatte, waren ihre Handys. „Ihr habt sie hoffentlich ausgeschaltet.“ – Beide bestätigten es.

„Du solltest dir einen neuen Computer anschaffen, und ein neues E-Mail-Account“, riet sie Jan im nüchternen Ton einer Fachfrau. „Wer weiß, ob Mister Unbekannt nicht seine ganzen Infos aus deinen E-Mails und deinem Computer abgesaugt hat.“

„Guter Tipp“, sagte Jan, wobei er nicht verbergen konnte, für wie brillant er ihre Anmerkungen hielt. „Ich hatte auch schon drüber nachgedacht.“

„Wenn es wirklich so ist, wenn da so ein Hacker am Werk ist, dann kannst du meinen Vater von der Liste der Verdächtigen streichen. Das ist nicht seine Art.“

„Na ja“, entgegnete Jan, „dieses Kriterium greift nur für den Fall, dass er eigenmächtig gehandelt hat. Wenn da noch andere Personen im Spiel

sind – und davon geh ich mal aus –, dann ist es unerheblich, ob es seine Handschrift trägt oder nicht. Vielleicht hat er auf die anderen gar nicht so viel Einfluss. Vielleicht ist er Teil eines Komplotts, wer weiß.“

Patty zuckte nur mit den Achseln und begann unvermittelt, die Saiten ihrer Gitarre anzuschlagen, dieses Mal jedoch klang es nicht improvisiert, sondern wie der Beginn eines Songs, der musikalisch irgendwo zwischen Rock, Jazz und dem Stil deutscher Liedermacher angesiedelt war. Dann setzte sie mit ihrer kraftvollen und dennoch brüchig wirkenden Stimme ein. *„Ihr habt einen Plan“, sang sie, „ein Gedankenhaus, starr wie ein Betonklotz im Schilf, ausgeklügelt, so denkt ihr, doch er hängt am Tropf eurer Gier. Ihr macht ein Geschäft, so nennt ihr das, euren Übergriff aufs Paradies, erstklassig, so denkt ihr, doch es macht euch zu Idioten, die vorbeigehn am Leben, vorbei am Leben, gegen das Leben. Ihr habt vergessen, wie man lebt.“* Die letzten Zeilen hatten den Charakter eines Refrains. Kurz vor der zweiten Strophe jedoch brach Patty ab, einfach so, ohne einen abschließenden Akkord. Sie ließ Jan und Rona keine Gelegenheit, ihren Song angemessen zu würdigen, denn nun drang sie – ebenfalls unvermittelt – direkt zum Wesentlichen vor.

„Was wollt ihr jetzt eigentlich von mir? Ich sitze hier, mein Vater in Essen und wir haben zwei Jahre lang kein Wort miteinander geredet. Und trotzdem denkt ihr, ich könnte die Vermittlerin spielen, oder was?“

Rona sah zu Jan hinüber. Er setzte zu reden an, hielt dann aber kurz inne, vermutlich auf eine Eingebung hoffend. „Ich weiß nicht, welche Rolle dein Vater in diesem Mordfall spielt. Vielleicht ist er selbst der Strippenzieher, vielleicht hat er nur am Rande damit zu tun oder er ist völlig unschuldig. Wir werden das allerdings nie erfahren, wenn wir dieser Spur nicht folgen.“

„Okay, hab schon verstanden. Jetzt sag mir doch einfach, wie du dir das vorstellst und was ich tun soll.“

„Es wäre gut, wenn wir ganz unverfänglich mit ihm ins Gespräch kommen würden, und zwar ohne dass er weiß, wer wir sind und was wir von ihm wollen. Du könntest ihn einladen zu einem Anlass, bei dem es ganz normal erscheint, dass auch wir dort auftauchen, als Freunde von dir, und dann könntest du uns gegenseitig vorstellen – irgendetwas in der Art.“

„Also doch“, stellte Patty ernüchtert fest, ohne dies weiter zu kommentieren. Es war auch nicht notwendig. Rona und Jan begriffen auch so, dass ihr allein die Vorstellung, wieder Kontakt zu ihrem Vater aufnehmen zu müssen, ganz und gar nicht behagte. Aber sie protestierte nicht, lehnte es nicht mehr grundsätzlich ab, und das allein war, verglichen mit ihrer ersten Reaktion darauf, ein großes Zugeständnis. Sie willigte schließlich ein, sich die Sache durch den Kopf gehen zu lassen, speicherte Ronas Mobilnummer auf ihrem Handy ein und versicherte, sofort eine SMS zu schreiben, sobald sie ihre Entscheidung getroffen habe.

Sie hatten sich bereits voneinander verabschiedet, Jan hielt gerade die Klinke der Eisentür in der Hand, als Patty Rona etwas nachrief: „Ein bisschen verrückt ist er schon, dein Freund ... oder Bekannter. Hängt seinen Beruf an den Nagel und wühlt im Sumpf der Atommafia herum. Ich find's ja gut, aber seine Freundin hatte irgendwann die Nase gestrichen voll.“

Rona warf einen schnellen Blick auf Jan, doch dieser tat so, als ginge ihn das Geplaudere nichts an.

„Ich würd' sagen, das ist ihr Problem“, gab sie zurück.

Patty lachte, indem sie ein Sprühregen spitzer Töne hören ließ. Sie schien sich herrlich zu amüsieren.

„Komm, wir gehen“, drängte Jan, der bereits im Treppenhaus stand, und damit wurde nur allzu offensichtlich, dass Pattys Bemerkung nicht nur als Spitze gegen ihn gedacht war, sondern auch so wirkte. Vielleicht war es ihre kleine Rache dafür, dass er ihr gegenüber nicht von Beginn an mit offenen Karten gespielt hatte.

Er sollte mit offenen Karten spielen, das war ihre Botschaft, so schrill oder eigenartig sie auch daherkam.